Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 5 — Leipzig, den 1. Februar — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Soll man Gott auch für die Sünde danken? — Die deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter: 1. Einleitung; 2. Handschriftliche Einzelübersetzungen neutestamentlicher Bücher ins Hochdeutsche; 3. Handschriftliche Einzelübersetzungen alttestamentlicher Bücher ins Hochdeutsche; 4. Handschriften von Gesamtübertragungen der Bibel ins Hochdeutsche — Gehört das Alte Testament in den christlichen Religionsunterricht der Jugend? 1 — Kirche oder Sekte? Ein Beitrag zur Klärung des Urteils über Schrempf — Mirakel. Ein Blatt aus römisch-katholischer Gegenwart — Zwei römische Novellen: Cosmopolis von Paul Bourget; Under Pressure von Marchesa Theodoli — Verschiedenes: „Mein Haus ist ein Bethaus"; Ein Stück Frauenfrage — Quittung — Anzeigen

Soll man Gott auch für die Sünde danken?*)

Saget Dank allezeit für alles Gott. Eph. 5, 20.

Dieser Spruch begreift ohne Frage auch die Sünde ein. Ich danke Gott, daß er die Sünde zuläßt. Ist das ein Widerspruch mit seiner Heiligkeit, so danke ich ihm, daß er diesen Widerspruch kontrahirt. Macht sich Gott dadurch mitschuldig, so danke ich ihm, daß er mein Mitschuldiger geworden ist. Widerspruch und Mitschuld sind meine Begriffe, Ergebnisse meiner Gedankengänge und Vorstellungen; Gottes Gedanken sind aber gar nicht dieselben wie die unsern; er sieht die Sache vielleicht anders an? Danken muß ich ihm für die Sünde, mein Herz thut es mit oder ohne Erlaubnis. Ist das Sünde, so muß ich bitten: Vergieb mir, daß ich Dir danke, innig danke, aber ich kann nicht anders, ich muß für die Sünde danken, denn sie hat mich Christum lieben gelehrt.

Wird nicht auch der verlorne Sohn nach seiner Rückkehr und Vereinigung mit dem Vater für die Sünde gedankt haben? An dem Herzen des Vaters ruhend, hat er gedacht: Verließ ich dich nicht, so liebte ich dich jetzt nicht; ich danke auch für die Sünde! — Der selbstgerechte Bruder liebt den Vater nicht; nur Gewohnheit hält ihn in dem kühlen Verhältnisse fest; er hat für keine Sünde zu danken.

Der Gedanke, daß dies eine Ermutigung zur Sünde bedeuten könne, kann nur denen kommen, die noch nicht für Sünde gedankt haben. Hätten sies gethan — ganz von selbst — aus innerstem Drange heraus —, so wüßten sie auch, daß dieser Dank aus dem Frohgefühl liebender Vereinigung herausquillt, deren Unterbrechung ihnen das Schlimmste bedeuten würde. Die Furcht, diese Gemeinschaft durch Sünde zu unterbrechen, übt heilsame Zucht. Drohungen vergißt man, Erfahrungen nicht, und der begnadigte Sünder hat alle Schrecknisse der Gottesferne, der Reue reichlich erfahren; ihm graut vor einer Wiederholung; um sie zu verhüten, faßt und genießt er den Liebesbund mit dem versöhnten himmlischen Vater um so inniger. Nichts schützt vor der Sünde, als wie Dank für die Sünde — denn diesen Dank kennt nur der Mensch, der das Kreuz fest umschlungen hält und lieber sein Leben als Christum missen will.

*) Das Stück ist uns anonym zugegangen. Warum? — Es will die in dem Artikel „Subjektivismus" Nr. 2 Sp. 26 begonnene Verhandlung fortsetzen. D. H.

Die deutsche Bibelübersetzung im Mittelalter

1. Einleitung

Kein Buch ist in der Welt so weit verbreitet wie die Bibel, keins in so viele Sprachen übersetzt worden. Bereits im dritten Jahrhundert vor Christus fingen gelehrte Juden in Alexandria an, das Alte Testament ins Griechische zu übertragen; damit begann der Siegeslauf des göttlichen Wortes über die ganze Erde, dadurch wurde dem Monotheismus Bahn gebrochen, daran knüpfte Paulus bei der Verkündigung des Wortes vom Kreuze überall an. Im lateinischen Gewande begegnen wir der vollständigen Bibel zunächst in Afrika; von dort gelangte sie nach Italien. Im vierten Jahrhundert durch den gelehrtesten unter den Kirchenvätern, durch Hieronymus, verbessert, verbreitete sie sich als „Vulgata," als die allgemein gebräuchliche in die Länder lateinischer Zunge; heute wird sie, ohne Rücksicht auf die Landessprachen, als die allein berechtigte Bibel in der katholischen Kirche gebraucht.

Die alte Welt ging ihrem Ende entgegen; neue Völker traten auf den Plan, die Germanen. Auch ihre Sprache erwies sich als würdiges Gefäß, die Worte der Wahrheit darin zu fassen. Der gothische Bischof Ulfilas übersetzte im vierten Jahrhundert nach Christus für sein Volk einen Teil der Bibel. Manches Jahrhundert darauf erfüllte noch Streit und Sturm die Welt; endlich machten sich unsre Vorfahren, die deutschen Stämme, seßhaft. Nicht lange, so fielen sie dem Christentume zu, bald willig, bald gezwungen. Das allgemeine Gesetz der Geschichte, daß unter gleichen Bedingungen sich überall Gleiches entwickelt, bewährte sich auch hier; bald wurde auch in deutschen Landen die Bibel, besser gesagt einzelne Teile davon, ins Deutsche übertragen, zunächst ins Hochdeutsche.

2. Handschriftliche Einzelübersetzungen neutestamentlicher Bücher ins Hochdeutsche

Aus dem achten Jahrhundert haben wir die Handschrift eines deutschen Matthäus, die, dem Benediktinerkloster Monsee entstammend, der Monseer Matthäus genannt wird. Was davon erhalten ist, wird in Wien aufbewahrt; es beweist, daß der Uebersetzer sich nicht sklavisch an die Vulgata gehalten, vielmehr darin seine Hauptaufgabe gesehen hat, bei aller gebotenen Treue gegen das Original doch ein gutes Deutsch zu liefern, und dieses Ziel hat er erreicht. Etwa um 830 wurde dann die Evangelienharmonie übersetzt, die unter dem Namen des Tatian, eines Gnostikers und Schülers von Justinus Martyr, bekannt ist. Das geschah im Kloster Fulda, dem in wissenschaftlicher Beziehung sein Gepräge aufgedrückt ist durch den gelehrten Rhabanus. Wir kennen die Verdeutschung aus einer Handschrift, die in St. Gallen, nächst Fulda der bedeutendsten Pflegestätte deutscher Wissenschaft, nach 850 angefertigt worden ist. Noch besitzen wir acht Handschriften deutscher Evangelien; die nächste weist uns durch ihre Schriftzüge in das zwölfte Jahrhundert. Daß wir in ihr nur die Abschrift einer ältern Vorlage haben, dafür zeugen die musikalischen Bezeichnungen in der Leidensgeschichte nach Matthäus; sie gaben dem Vorleser Fingerzeige für die Betonung der Worte. Neben zwei weitern, im vierzehnten Jahrhundert und um 1400 gefertigten Abschriften von früher bereits gefertigten Originalen ragt ferner

hervor die an Tatian sich anschließende, in München aufbewahrte deutsche Evangelienharmonie, die wir vor 1343 anzusetzen haben. Unser Gewährsmann*) sagt darüber:

Liest man die vorliegende Uebersetzung, ohne die lateinische Vorlage zu vergleichen, so muß man staunen über die vorzügliche Leistung. Das Deutsch ist so gewandt, daß schwerlich eine andre Uebersetzung aus derselben Zeit die vorliegende übertreffen kann. Aber der Preis, mit dem dieser Ruhm bezahlt wird, besteht in beständigem Verlassen des Wortlautes der Vorlage; der Verfasser konnte kein Latein.

Noch vier Handschriften von deutschen Evangelien stehen uns zu Gebote, hinsichtlich des Umfanges und des Wertes recht verschieden von einander, doch ein Beweis für den Wunsch bestimmter Kreise des Volks, eine deutsche Uebersetzung des göttlichen Wortes zu haben.

Außer den Evangelien ist von Büchern des Neuen Testaments noch übersetzt die Offenbarung des Johannes. In mehreren Handschriften liegt dieses Buch vor, ganz oder teilweise, allein oder in Verbindung mit andern biblischen Büchern oder geistlichen Schriften.

3. Handschriftliche Einzelübersetzungen alttestamentlicher Bücher ins Hochdeutsche

Von alttestamentlichen Büchern erfreute sich besondrer Beliebtheit das Hohelied. Einen ausgezeichneten Bearbeiter fand es zunächst an Williram, der einem vornehmen Geschlechte in oder um Worms entstammte, seine gelehrte Bildung in Fulda erhielt und seit 1048 Abt zu Ebersberg in Bayern war. Neben dem in die Mitte gestellten Text der lateinischen Vulgata haben wir links eine umschreibende Erklärung in lateinischen Versen,**) rechts eine prosaische Erklärung in einer Mischung von Latein und Deutsch, die den Gefallen des Verfassers an Sprachmengerei bekundet. Im übrigen zeigt die Arbeit Willirams, daß er sich völlig in die Stimmung des Dichters versetzt, daß er das Hohelied in sein Gemüt aufgenommen hat; aus dem Gemüt quillt es echt deutsch wieder hervor. Zum Beleg möge die Uebersetzung von Kap. 2, 11. 12a dienen; sie lautet so:

Der winter ist hina, der regen ist virre (fern); die bluomen schinent in alle demo lante, des rebesnites (Rebenschneidens) zit ist hier.

Wie hoch Willirams Werk geschätzt wurde, geht aus den verhältnismäßig vielen Abschriften hervor, die sich erhalten haben. Es diente aber auch als Grundlage zu neuen Bearbeitungen des Hohenliedes, deren älteste dem Benediktinerkloster St. Trutpert im Schwarzwalde entstammt und von dort nach Wien gekommen ist. Besondre Bedeutung hat sie deshalb, weil hier nach dem Vorgang des Bischofs Amadeus von Lausanne das Lied als zum Lob der Jungfrau Maria gedichtet gedeutet wurde.

Die Vorliebe der Deutschen für Spruchweisheit äußerte sich in den Uebersetzungen von Jesus Sirach, Weisheit und Prediger. In einer Handschrift, die uns die Uebertragung des letztgenannten Buches bietet, lesen wir zu Anfang, sie sei hergestellt auf Begehren des hochgebornen Herrn Eberhard des Aeltern, Grafen zu Württemberg und zu Mumpelgart, der 1495 von Kaiser Max zum Herzog erhoben wurde; die Handschrift ist also vor diesem Jahre angefertigt.

Kein Buch ist mehr benutzt worden bei der privaten Erbauung und bei dem öffentlichen Gottesdienste als der Psalter. Den altlateinischen Text unterzog zunächst Hieronymus einer Durchsicht; so entstand das Psalterium Romanum, das am längsten von der Kirche Mailands und der Basilika des Vatikan beibehalten worden ist. In Bethlehem veranstaltete der gelehrte Kirchenvater eine zweite sorgfältiger durchgesehene Ausgabe. Diese eigneten sich zuerst die gallischen Kirchen an; davon erhielt sie den Namen Psalterium Gallicanum. Eine durchgreifende Verbesserung wie des ganzen Alten Testaments, so besonders des Psalters stellt die (dritte) Uebersetzung des Hieronymus dar, die er juxta Hebraicam veritatem (nach dem hebräischen Grundtext) veranstaltete. Indessen der Einbürgerung dieser wirklich guten lateinischen Wiedergabe stand der zähe liturgische Gebrauch im Wege; die Texte des Psalterium Romanum und Gallicanum behaupteten sich, und das letztere wurde Bestandteil der Vulgata. Die früheste der bekannten deutschen Psalmenübersetzungen ist die von Notker, dem dritten dieses Namens, mit dem Beinamen Labeo, der unter dem Abte Burkart II. die Klosterschule in Sankt Gallen leitete. Auf Grund der umfangreichen Bearbeitungen des Psalters durch Augustin u. a. stellte er einen Kommentar zusammen, zunächst um die Klosterschüler in diesem Buche zu unterweisen. Jeder Psalmvers wird in möglichst kleine Sätze zerlegt, diese werden zunächst lateinisch gegeben, dann übersetzt und erklärt; bei den Erläuterungen ist zugleich auf die Erbauung des Lesers Rücksicht genommen. Die Uebersetzung ist zu bewundern, besonders wenn wir spätere mangelhafte Leistungen in Betracht ziehen; hier hören wir echtes Deutsch. Von Notkers Arbeit findet sich in Sankt Gallen eine Handschrift, die dadurch bemerkenswert ist, daß über die von jenem im Text lateinisch gegebnen Worte später eine deutsche Uebersetzung geschrieben wurde; das Ganze ist also eine „Interlinearversion." Daß diese nicht von Notker herrührt, zeigt die geringe Gewandtheit des Uebersetzers im Gebrauch der deutschen Sprache. In der Folgezeit hat man die Vorzüge der Notkerschen Psalmenbearbeitung ganz und gar verkannt; die nächsten Arbeiten sind nur Interlinearversionen, die mehr nach Art eines Lexikons jedes einzelne Wort deutsch wiedergeben, als daß sie eine zusammenhängende Uebersetzung des ganzen Textes bieten.

Im vierzehnten Jahrhundert griff man das Werk der Psalmenübersetzung anders an. Die älteste Handschrift, die uns von der neuen Art Kunde giebt, sagt in der Einleitung, einige Psalmen seien buchstäblich, andre geistlich zu verstehen. Die einzelnen Lieder werden so behandelt, daß zuerst mit roter Tinte eine Ueberschrift gegeben und erklärt und so der Inhalt des Psalms kurz mitgeteilt wird; mit schwarzer Tinte geschrieben, folgt dann die reine Uebersetzung. Endlich haben wir als „Glose" eine Erklärung der einzelnen Worte oder Sätze; der lateinische Text steht daneben am Rande. Nach Ausweis der Schlußworte hat ein Schreiber die Handschrift für einen Privatmann angefertigt, in der „Glose" ist die lateinische Erklärung des Nikolaus von Lyra (vierzehntes Jahrhundert) ins Deutsche übertragen durch Heinrich von Müggelin. Dieser gelehrte Mann, von den spätern Meistersingern sehr hochgeschätzt und den Stiftern ihrer Kunst beigezählt, lebte zur Zeit Karls IV. und stand bei diesem anfangs in hoher Gunst. Als aber der Kaiser 1369 von Lucca aus ein Edikt erließ gegen die deutschen Bücher über die heilige Schrift, damit die Leser nicht durch Mißverstehen des Textes in Ketzerei und Irrtum verführt würden, und als die Inquisition unter weltlichem Schutze eine rege Thätigkeit entfaltete, um die Ausführung des Edikts zu sichern, da wandte sich „der getreue Mann" von seinem Gönner ab. Daraus ist es auch zu erklären, daß nach 1372 in den Handschriften, die seine Arbeit enthalten, der Name des Uebersetzers verschwiegen ist.

Wenn die bis jetzt genannten Psalmenübersetzungen auf dem Psalterium Gallicanum beruhen, so haben wir nunmehr auch eine solche nach dem Psalterium Hieronymi juxta Hebraicam veritatem zu verzeichnen. Die Originalarbeit ist leider verloren gegangen; wir dürfen mit gutem Grund annehmen, daß sie glattes verständliches Deutsch bot; die Abschriften, selbst die aus der ältesten Zeit, sind mit bewußter Absicht verbessert. Schon vor 1477 wurde eine Handschrift dieser Art gedruckt; auch dieser Druck ist verschwunden; eine neue Ausgabe erschien 1499 bei Ratdolt in Augsburg. Hier treten uns mancherlei Wunderlichkeiten entgegen; es liegt nahe, sie in Verbindung zu bringen mit den Zensuredikten des Erzbischofs Berthold von Mainz, infolge deren der Drucker sich veranlaßt sah, den Psalter nach dem Text der Vulgata zu ändern.

---

*) Wir schließen uns im allgemeinen den Ausführungen des Pastors Wilhelm Walther in Cuxhaven an, der in seinem trefflichen Werke: Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters (drei Teile, Braunschweig 1889—1892) die meisten hierher gehörigen Fragen wohl endgiltig entschieden hat.

**) Dies sind Leoninische Hexameter, deren Ausgang sich reimt mit der Hauptcäsur. Sie traten auf mit Beginn der lateinischen Dichtung und wurden von Mönchen gern geschrieben. Wir setzen zwei hierher: Nunc etiam per se praesens dignetur adesse, Oscula praebendo sua dulcia verba loquendo.

4. Handschriften von Gesamtübertragungen der Bibel ins Hochdeutsche

Hiermit verlassen wir zunächst die Einzelübersetzungen und wenden uns der Gesamtübertragung der Bibel zu. Leider haben wir den Verlust fast aller Urhandschriften zu beklagen; was wir an Handschriften besitzen, gliedert sich in solche, die von der Uebersetzung erster Hand abgenommen sind, und in solche, bei denen gedruckte Bibeln als Vorlage gedient haben. Uns erscheint es merkwürdig, daß nach Erfindung der Buchdruckerkunst noch jemand auf den Gedanken kam, sich eine Uebersetzung der ganzen Bibel abschreiben zu lassen; es ist aber damals oft genug vorgekommen: die geschriebnen Exemplare standen in höherm Ansehen als die gedruckten.

Die gesamten Uebersetzungen teilen wir in verschiedne Zweige ein. Von den handschriftlichen Bibelverdeutschungen des ersten Zweiges, die auf geschriebne Vorlagen zurückgehen, nennen wir zunächst die das Alte Testament enthaltende in Wolfenbüttel, die am Ende noch unvollständig ist. Sie steht jedenfalls der ursprünglichen Uebertragung näher als die erste gedruckte Bibel; der Schreiber hat sich ernstlich bestrebt, das Original zu entziffern. Auch der in Nürnberg aufbewahrte Codex, der die Bücher Josua, Richter und Ruth enthält, geht auf eine Handschrift des ersten Zweiges zurück. Von größerer Bedeutung als diese beiden sind die in dem Prämonstratenserstift Tepl in Böhmen und auf der Gymnasialbibliothek zu Freiberg in Sachsen aufbewahrten Handschriften. Die erstgenannte ist weitern Kreisen zugänglich gemacht worden durch das Litterarische Institut von Dr. Max Huttler in München, wo nach der Abschrift des Pater Klimesch der Druck vor elf Jahren fertiggestellt worden ist. Beide Handschriften bieten die Bücher des Neuen Testaments in derselben Reihenfolge und in drei Abteilungen. Nach den Evangelien folgen als zweiter Teil die Briefe des Paulus, darunter der an die Laodicäer unmittelbar hinter dem zweiten Thessalonicherbrief. An dritter Stelle haben wir die Briefe des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas, daran reiht sich das „Botenbuch" (die Apostelgeschichte), den Schluß macht die Offenbarung Johannis. Auch darin gleichen sich beide Handschriften, daß sie von mehr als einer Hand geschrieben sind, und daß bei der Apostelgeschichte eine andre Hand eingesetzt hat: nur ist in der Freiberger das Vorhergehende das Werk eines Schreibers, bei der Tepler sind drei zu unterscheiden; der erste lieferte die Evangelien, der zweite die Paulus-Briefe, der dritte die „katholischen." Innerlich hängen die Handschriften nicht von einander ab; nach der Textgestalt kann weder Tepl eine Abschrift von Freiberg sein, noch Vorlage dafür; trotz vieler Uebereinstimmungen begegnen wir doch zu vielen und zu bedeutenden Verschiedenheiten.*) Beide Handschriften haben ursprünglich mehrfache Lücken; in der Tepler sind sie nachträglich ausgefüllt worden, und zwar in der Art, daß der Korrektor die Nachträge entnahm aus einer Handschrift, die den Charakter des ersten Uebersetzungszweiges trägt, die Freiberger weist die Lücken noch jetzt auf. Beide Handschriften haben Randbemerkungen, die Tepler hat die ihrigen aus derselben Handschrift, der die Nachträge entstammen; die der Freiberger stehen mit Ausnahme von drei Stellen außer jeder Beziehung zu ihnen. In der Tepler Handschrift allein finden wir außerdem noch Zugaben zu dem Text; zu Anfang eine kurze Auseinandersetzung darüber, warum Christus nicht ein Gebot zu beichten gegeben habe; dann folgt ein Perikopenregister; den Schluß machen drei Stücke aus Homilien des heiligen Chrysostomus und Augustinus, die zeigen sollen, wie nützlich es ist, durch Lesen der Perikopen sich auf das Hören der Predigt vorzubereiten und auch sonst im häuslichen Kreise Gottes Wort zu betrachten. Am Schluß der Handschrift lesen wir eine längere Abhandlung über die sieben Stücke des heiligen christlichen Glaubens und eine kurze Besprechung der sieben Heiligkeiten der Kirche (der Sakramente).

Auf eine gedruckte Bibel geht zurück die Handschrift, die aus dem Nachlaß des Hauptpastors Goeze in den Besitz der Stadtbibliothek zu Hamburg übergegangen ist. Sie enthält die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, diese unter dem Titel „wirkunge der Aposteln." Ihre ursprüngliche Vorlage, eine der zwischen 1483 und 1490 herausgegebnen Bibeln, ist von dem Abschreiber unter Berücksichtigung der Vulgata und mit Benutzung der niederdeutschen Kölner Bibel wesentlich verbessert worden, und dies so geschickt, daß man die hier gebotene Uebersetzung mit Recht als die vollendetste Blüte der mittelalterlichen Bibelübersetzung ansehen kann. Wie diese Handschrift, so gehen auch die neun übrigen des ersten Uebersetzungszweiges auf gedruckte Bibeln zurück; es ist also Zeit, daß wir uns mit den gedruckten deutschen Bibeln dieses Zweiges bekannt machen.

R—n

*) Für das Einzelne verweisen wir auf Walther a. a. O., S. 167 f.

Gehört das Alte Testament in den christlichen Religionsunterricht der Jugend?

1

„Um ein Christ zu werden, um den Heiland und Erlöser in das Herz aufzunehmen, dazu ist das Alte Testament ganz und gar entbehrlich. Das wird niemand leugnen wollen, er müßte denn die Macht, die von der Person Christi ausgeht, in Zweifel ziehen."

Das ist in kurzem der Inhalt eines im vergangnen Jahre erschienenen Buches: „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus. Von einem christlichen Theologen." (Leipzig, Grunow. 182 S.; 2 Mk.) Der Verfasser will sich mit seinem Buche ehrerbietig an den Staat, an die zuständigen Behörden und Fachleute wenden, in deren Händen die Macht und damit die Pflicht zur Herbeiführung des Besseren von Gott gelegt ist. Er möchte dazu mithelfen, daß die Bekenntnisse der evangelischen Kirche nicht nur mit den Lippen gesprochen und als Gedächtniswerk aufbewahrt, sondern daß sie ihrem Inhalt und Geiste nach zum vollen, wirksamen Eigentum der Herzen werden, daß das, was frommer Glaube in ihnen niedergelegt hat, zur aufrichtigen, innigen Ueberzeugung werde und nicht leere Formel bleibe, die ohne lebenspendende Kraft ist.

Hierfür möchte ich Raum schaffen durch Beseitigung aller entgegenstehenden Hindernisse, damit Kleinglaube, Zweifelsucht und rationalisirende Flachheit schwinden.

Das Haupthindernis, oder eins der Haupthindernisse einer gesunden, wirksamen religiösen Volkserziehung ist nun nach der Ueberzeugung des Verfassers der Gebrauch des Alten Testaments im evangelischen Religionsunterricht. Das Alte Testament ist für die christliche Jugenderziehung unnütz, es ist aber mehr als das, es ist schädlich. Es ist unnütz:

Das Christentum besteht für sich und bedarf keiner fremden Stütze, keines Nachweises seiner Berechtigung durch Berufung auf Vorhergewesenes. Was Jesus gebracht hat, ist nicht ein messiasgläubiges Judentum, sondern ein Allgemeinmenschliches, noch genauer ein Gottmenschliches, ein prinzipiell Neues; einen neuen Gottesglauben, eine neue Gottesverehrung, eine neue Sittlichkeit, alles im innersten Wesen von dem Alten, sowohl vom Heidentum wie vom Judentum völlig verschieden. Wäre es nicht so, was sollte das Christentum sein? — Die Religion der Welterlösung wäre es gewiß nicht. Was aber als vollkommen Neues auf sich allein ruht in Bezug auf seinen innersten Grundsatz, das ist auch aus sich und durch sich selbst verständlich. Was sollte das für ein Evangelium sein, für eine frohe Botschaft an alle, die nur aus Mose und den Propheten gedeutet und nur durch diese angeeignet werden möchte? (S. 100)

Wenn das Alte Testament, wie beinahe allseitig zugegeben wird, nur Vorstufe ist, sich wie eine Vorbereitung zur Erfüllung zum Neuen Testament verhält und einer niedrigern Offenbarungsstufe angehört, warum hält man sich in dem elementaren Religionsunterrichte so lange bei ihm auf? — Das Schattenhafte, das notorisch Unvollkommne hat keinen Anspruch auf auch nur annähernd so ausgedehnte Behandlung wie das Wirkliche und Vollkommne. Die Volksschule hat wahrlich keine Zeit zu verlieren. Soll wahrhaft christliche Charakterbildung durch sie erstrebt werden, so muß sie so tief in den christlichen Geist einzuführen suchen, als nur immer möglich ist. Die Stundenzahl allein oder auch nur hauptsächlich kommt dabei nicht in Frage, sondern die Intensität. Will man aber den christlichen Religionsunterricht vertiefen, so wird es ganz gewiß nicht dadurch geschehen, daß man ihm eine breit angelegte Vorstufe alttestamentlichen Unterrichts vorausgehen läßt. Das muß geradezu verflachen. Das heißt auf Umwegen zum Ziele streben, das schneller und sicherer zu gewinnen ist. (S. 104)

Die Kinder sind nicht erst eine Zeit lang vorzubereiten auf das Christentum, sondern man soll sich in der Schule von vornherein damit

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

beschäftigen, sie zu Christen zu machen, nicht erst zu Juden. . . . Deshalb kann es für das Alte Testament keinen Raum geben in der christlichen Volksschule, am allerwenigsten so viel, als die bisherige Art der religiösen Erziehung dafür verlangt. . . . Vermeint man das Alte Testament haben zu müssen, weil in dem Neuen Testament Personen daraus genannt und Zitate daraus angeführt werden, die ohne Altes Testament nicht verstanden werden können, dann verfahre man hier ebenso kurz wie dort, wo Personen oder Zitate aus dem Heidentum in Betracht kommen. Das Verständnis wird durch Knappheit nicht gehindert. Eine einzige Stunde, möglicherweise noch weniger, kann genügen, um dem Kinde einen Ueberblick über die jüdische Geschichte zu geben. Man nehme die Schilderung in der Apostelgeschichte, Kap. 7, 2—51, zum Muster. Mehr als hier gegeben wird, ist, wenn nun doch jüdische Geschichte in der Schule sein muß, unbedingt nicht erforderlich. (S. 105)

Aber auch abgesehen davon, daß der Weg durch das Alte Testament ein unnützer Umweg ist, — auch an sich besitzt das Alte Testament nach Ansicht des Verfassers nur sehr geringen pädagogischen Wert. Was die Kindlichkeit und die fesselnde, konkrete Naivität anlangt, die man dem Alten Testament nachrühmt, so sind diese im Neuen Testament ebenso gut vorhanden, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre:

Wäre denn die christliche Historie, die nun über achtzehnhundert Jahre gewährt hat, so arm an großen und kleinen Erlebnissen, daß man erst nach Ersatz anderswo suchen müßte, um eine für Kinder, und zwar für Christenkinder, geeignete Erzählung zu finden? Es giebt, Gottlob, auch christliche Familiengeschichten, nicht nur jüdische. Historisches, d. h. wirklich einmal Geschehenes, braucht es ja für den Anfang auch gar nicht zu sein. Darüber ist man unter den Pädagogen so ziemlich einig. Es genügt, wenn es nur konkrete Lebensbilder sind. Wirklich dem Christentum Entstammtes oder in seinem Geiste Erdichtetes zu geben, wird ganz gewiß besser sein, als das Alte Testament erst, bewußt oder unbewußt, zu christianisiren und so zubereitet dem Kinde zu bieten. (S. 106. 107)

Insbesondre nimmt der Verfasser Anstoß daran, wenn Stoffe, wie die Geschichten von Schöpfung, Paradies und Sündenfall den Kindern als einfache historische Thatsachen geboten werden, während doch selbst Männer der lutherischen Orthodoxie lehren, daß wir mit diesen Erzählungen nicht auf dem Boden der empirischen Geschichte stehen. Das sei nichts anders als Mißbrauch der Bibel. Ebenso tadelnswert sei es, wenn man Anthropomorphismen und Anthropopathismen, also Darstellnngen, in denen Gott in Weise der Menschen erscheint, an denen man vermöge der eignen gereiftern Erkenntnis Anstoß nimmt, aus der biblischen Erzählung fortläßt, z. B. 1. Mos. 8, 20 f.: „Der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach“ u. s. w. Das sei dann nicht der Inhalt der Bibel, was auf diese Weise die Jugend zu hören bekomme, sondern eine tendenziöse Geschichtsdarstellung, die weder geschichtlich noch alttestamentlich sei. Dazu gehörten auch die üblichen Idealisirungen der Lebensbilder z. B. der Patriarchen, die zudem nicht einmal immer recht gelingen wollten, z. B. bei Joseph, wenn er im Glücke so gar nicht an seinen alten Vater denkt und nach ihm sucht, obschon er doch genug Gelegenheit und Macht dazu haben mußte.

Was haben folgende biblische Geschichten für die Bildung des christlichen Charakters für einen Wert: Sarah und Hagar, Isaaks Heirat, Jakobs Betrug gegen den Bruder, gegen den Vater und gegen Laban, Jakobs Werbung um Rahel und Lea, Joseph zu Hause, als Traumdeuter, als Landesverweser, Moses und Aaron, die Plagen in Aegypten, die Wüstenwandrungen der Israeliten, die Kundschafter bei Rahel, die Eroberung Jerichos, Gideon, Jephtha, Simson, David und Goliath, David und Bathseba, Salomo, Teilung des Reichs, Naboths Weinberg, die babylonische und assyrische Gefangenschaft? Was können diese Erzählungen dazu beitragen, daß dem Kinde Christus lieb wird, daß es ihm nachzufolgen sich entschließt und von seinem Geist ergriffen wird, oder auch nur dazu, daß es innerlich fähig gemacht wird, diesen Meister und Erlöser zu verstehen? Will man sie dennoch hierzu benutzen, sollen aus den Geschichten des Alten Testaments sogenannte „allgemein religiöse“ Anschauungen gewonnen werden, so ist damit schon die positive Religion des Christentums beeinträchtigt. Im christlichen Religionsunterricht handelt es sich eben nur um die christliche Religion und um keine andre, geschweige denn um ganz vage, etwa an die vielbeliebte „natürliche“ Religion anstreifende Gedanken und Gefühle. Hier liegt ein Fundamentalfehler in der Benutzung des Alten Testaments für die christlich-religiöse Erziehung vor. Ein Fundamentalfehler, der nicht zum wenigsten dazu hilft, daß immer wieder flacher Rationalismus erzeugt wird, über den sogar bei den religiös gestimmten unter den gebildeten Christen geklagt werden muß. Es ist ganz und gar unfaßbar, wie man hiermit die kostbare Zeit vergeuden und das reine empfängliche Kindesherz mit solchen Stoffen belasten kann in der Absicht, an der christlichen Charakterbildung zu arbeiten. Erfahrene und aufmerksame Erzieher wissen von gesund denkenden und gesund fühlenden Kindern zu erzählen, die trotz aller Mühe und begünstigenden Schilderung mit Haß und Verachtung gegen Joseph und Jakob, gegen Jephtha

und den Meuchelmörder Joab erfüllt wurden, und denen Simson sich beinahe zur komischen Figur gestaltete. Es waren Kinder aus gut christlichen Familien und Lehrer, die in der gewissenhaftesten Weise verfuhren. Allerdings könnte man dagegen einwenden, daß solche Erfahrungen Ausnahmen seien. Aber wer will sagen, was in der Seele eines Kindes geschieht, ohne daß es immer offen und mutvoll zu Tage tritt, wer, was unbemerkt von den Pädagogen an Vorstellungen und Anschauungen in der Stille des innern Lebens sich bildet? Schon ein einziges mißliches Resultat kann hier zum Nachdenken auffordern. „Die Schrift spricht nicht zu Kindern, sondern zu Erwachsenen.“ Das ist zu merken. Die Bibel ist kein Schulbuch, am allerwenigsten ihr jüdischer Teil. Erwägt man dieses, und zwar genau und eingehend, wie sichs bei so wichtiger Sache gebührt, dann wird niemand bestreiten wollen, daß für christliche Erziehung das Alte Testament entbehrlich, ja zuweilen hinderlich ist, und doch in solcher Behauptung nicht Mißachtung der heiligen Schrift finden, sondern vielmehr Streben nach ihrem rechten Verständnis und nach ihrer würdigen Verwendung. (Seite 111 f.)

Mit ähnlicher Entschiedenheit spricht der Verfasser sich gegen den Gebrauch der Zehn Gebote im evangelischen Jugendunterricht aus.

Wie man die Zehn Gebote auch drehen und wenden möge, sie bleiben Mosaisches Gesetz. Christliche Ethik enthalten sie nicht, überhaupt keine vollkommene und vollständige Ethik. Wenn die Worte Christi gehörig beachtet werden: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist... ich aber sage euch“, so ist es kaum erklärlich, wie in einem christlichen Katechismus das Mosaische Moralgesetz vorangestellt werden kann. (S. 127)

Wenn sich die Stimme „eines christlichen Theologen“ für eine so radikale Beseitigung des Alten Testaments aus dem christlichen Jugendunterricht erhebt; wenn dieser Theologe im Sinne von Tausenden von Lehrern und Eltern zu sprechen meint, die ähnlich denken und sich gelegentlich ähnlich aussprechen, — und wenn er sich dabei im Vorwort auf „einsichtsvolle Männer in hervorragenden Stellungen“ beruft, die seine Ansichten bei mündlicher Mitteilung gebilligt haben: dann dürfen wir wohl annehmen, daß die Frage, ob das Alte Testament in den christlichen Religionsunterricht der Jugend gehört, auch für manche Leser der Christlichen Welt von Interesse sein kann. Ob sich von den Tausenden, in deren Sinne der Verfasser zu reden meint, unter den Lesern dieser Blätter viele finden werden, ist uns freilich zweifelhaft. Zu einer so radikalen Verwerfung der uns von Kind auf vertrauten, alten, lieben Geschichten des ersten Buches Moses und der übrigen geschichtlichen Bücher des Alten Testaments, der Psalmen und so mancher tröstlichen oder mahnenden Prophetensprüche werden sich gewiß nur wenige entschließen; aber wir würden uns doch nicht wundern, wenn die Meinung, daß die biblische Geschichte des Alten Testaments in dem Umfange, in dem sie heutzutage in unsern Schulen betrieben wird, wenigstens zum Teil „unnützer Ballast“ sei, und der Wunsch, die Beschäftigung mit dem Alten Testament beschränkt zu sehen, hie und da Anklang fände. Die Frage nach dem Rechte des Alten Testaments im christlichen Jugendunterricht dürfte deshalb wohl einer Beleuchtung wert sein. Kgr

---

Kirche oder Sekte?

Ein Beitrag zur Klärung des Urteils über Schrempf

Vorbemerkung des Herausgebers. Der folgende Aufsatz ist bereits im Sommer vorigen Jahres geschrieben. Raumnöte und der Umstand, daß in unsern Blättern schon viel von Schrempf die Rede gewesen war, ließen uns den Beitrag immer wieder zurückstellen. Inzwischen hat Schrempf weiter von sich reden gemacht. Seine Zeitschrift „Wahrheit“ zu besprechen, können wir uns noch nicht entschließen. Man muß ihr erst noch mehr Zeit lassen, ihre Art zu entwickeln, ihre innerste Absicht zu enthüllen. Noch weniger Neigung haben wir, uns mit der von ihm herbeigeführten „Nottaufe“ zu befassen. Kirchenrechtliche Fragen sind hier mit idealen zu innig verquickt, als daß wir uns berufen fühlten, den hier geschürzten Knoten zu lösen. Auch würde es unmöglich sein, diesem neusten „Fall Schrempf“ näher zu treten, ohne die ganze derzeitige Haltung Schrempfs der württembergischen Kirche gegenüber und die Folgen davon unter Hereinziehung auch des Persönlichen zu beurteilen. Für den Nicht-Württemberger ist es sehr schwer, davon ein rechtes Bild zu gewinnen; erfreulich scheint uns nach keiner Richtung, was man da zu hören bekommt. Folgendes aber ist auch unter den heutigen Umständen sehr zeitgemäß und scheint uns, weil von einem persönlich ganz Fernstehenden gesagt, besonders beherzigenswert. D H

1

Es giebt in der Gegenwart nicht viele evangelische Theologen, die mit einer in harten Kämpfen errungnen und erprobten reli-

giösen und sittlichen Ueberzeugung ein so klares, tiefes, unerbittlich scharfes Denken verbinden wie Schrempf. Dazu kommt der Vorzug einer edeln, nicht schwer verständlichen Darstellung. Alles, was er schreibt, fesselt nicht nur dauernd das Interesse, sondern es packt auch und spricht zum Herzen und zum Gewissen. Man muß nur imstande sein, sich in seine Art, zu urteilen und zu denken, einmal völlig hineinzuversetzen, dann wird man nicht nur von ihm angeregt werden und manches von ihm lernen, sondern auch zu einem gewissen Verständnis dieses Mannes gelangen können. Erst dann aber kann man sich auch zutrauen, eine Kritik seiner Gedanken und seines Auftretens zu erreichen, die nicht von vornherein ungerecht ist. Man muß eben Schrempf so ernst nehmen, wie er selbst alles nimmt, worüber er sich bisher geäußert hat.

Wenn nun von diesem Standpunkte aus ein gerechtes Urteil über Schrempf erstrebt werden soll, so sei zunächst auf eine Erscheinung hingewiesen, auf die Schrempf selber die Aufmerksamkeit lenkt. Die relative Sicherheit, mit der er sich in seinen ersten drei religiösen Reden über die religiösen Dinge äußert, hegt er in seinen späteren Reden über das „natürliche Christentum“ nicht mehr in demselben Grade. Er schwächt den Eindruck, den diese Fortsetzungen seiner frühern Ausführungen machen könnten, selber ab, indem er durchgängig Vorbehalte derart macht, daß die von ihm vertretene Gotteserkenntnis im Grunde nur hypothetisch sei, oder daß für ihn vorläufig nur erst die Möglichkeit, aber nicht schon die Wirklichkeit Gottes feststehe, da diese im Ernst nur durch den Beweis der That, d. h. durch ein vollkommnes religiöses und sittliches Leben von Menschen bezeugt werden könne. Alles Zeugnis von Gott, das in Worten, in Bekenntnissen, in Gedanken besteht, erklärt er daher für ungiltig, wenn es nicht der Ausdruck für die entsprechende Lebenshaltung ist, die allein die Wahrheit aller Lehre von Gott verbürgt. Also ist Gott auch nur für einen solchen Menschen eine Wirklichkeit und keine Phrase, der in einem Leben voller Gotteskraft den Beweis dafür liefert, daß er den wirklichen Gott hat. Alle andern Menschen aber haben Gott nicht als wirklichen, sondern nur erst als möglichen, und in diesem Sinne und in dieser Einschränkung spricht Schrempf selber von Gott in seinen neuesten Reden.

Der Grund dieser Einschränkungen und Vorbehalte ist ein doppelter. Einmal die subjektive Wahrhaftigkeit, vor deren äußersten Konsequenzen Schrempf nicht zurückschreckt. Andrerseits die Höhe des Ideals, das ihm in Christus anschaulich ist, und an dem er ohne jede Nachsicht alle Religion und alle Sittlichkeit mißt. Das wird daran deutlich, daß Schrempf als Vertreter einer „Religion erster Ordnung“ mit Bestimmtheit allein Christus anzugeben weiß (S. 12 f.). In der Theorie schließt er freilich andre Menschen nicht von dieser ersten Ordnung aus. Indem er aber neben Christus keinen andern Namen nennt, giebt er kund, daß für sein praktisches Urteil sonst nur Fromme „zweiter Ordnung“ in Betracht kommen, und so nimmt er auch für sich selbst nur diese niedere Stufe der Religion in Anspruch. Und von diesem Standpunkte aus macht er jene schon erwähnten Vorbehalte über die bloße Möglichkeit der Gotteserkenntnis.

Verhält es sich nun so, daß die scheinbare Skepsis, die Schrempf in seinem Urteil über die Art und Weise von Gott zu zeugen zum Ausdruck bringt, auf den Abstand zwischen Christus und allen andern religiösen Menschen zurückzuführen ist, so liegt hierin zugleich das Mittel, sie zu überwinden. Wenn Christus eine Religion erster Ordnung hat, so wird es für jeden Christen, vom Apostel Paulus bis herab zu Schrempf und uns andern allen, selbstverständlich sein, sich nur der zweiten Ordnung zuzuzählen. Denn die Lebenshaltung Christi ist allerdings für uns alle ein unerreichtes Ideal, dem wir uns im besten Falle nur immer fortschreitend nähern können. Dann ist aber doch auch schon mit der bloßen Anerkennung dieses Ideals im praktischen Leben eine Thatsache gegeben, mit der wir rechnen müssen, eine Thatsache, die vielleicht ihren zutreffenden Ausdruck in dem Worte findet: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben,“ aber eine Thatsache, die schon in diesem Bekenntnis unleugbare religiöse Wahrheiten umschließt. Auch der schwache und werdende Glaube und die erst beginnende Nachfolge Christi führen die Ueberzeugung von der Wirklichkeit Gottes unmittelbar mit sich. Mag diese Ueberzeugung als wirkende Kraft, verglichen mit Christi bewußter und im Leben und Tode bewährter Gottessohnschaft, auch noch so gering geschätzt werden müssen, so hat sie doch, auch nach dem Urteil dessen, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, einen Inhalt, der nicht deshalb bloß als möglich und damit als zweifelhaft bezeichnet werden kann, weil die Thatbeweise für jene Ueberzeugung sich gar nicht mit dem Ideal vergleichen lassen. Muß man dies aber anerkennen, so gehören die Urteile Schrempfs über die vermeintlich für ihn bloß erkennbare Möglichkeit Gottes gar nicht seiner religiösen Ueberzeugung an, durch deren ernsthafte Vertretung er vielmehr selbst vor den Menschen unsrer Tage für Gott und Gottes Wirklichkeit Zeugnis ablegt, sondern sie sind nur skeptische Reflexionen seines Verstandes, die er bei seiner Wahrhaftigkeit nicht verschweigen zu sollen gemeint hat, die er aber in „religiösen“ Reden getrost hätte beiseite lassen können. Denn mit der Religion, auch mit Schrempfs eigner Religion, in die er uns einen recht klaren Einblick gewährt, haben solche Erwägungen viel mehr philosophischer Art nichts zu schaffen.

Aber als bloß zufällig sind die Vorbehalte Schrempfs darum doch nicht zu erachten. Die Peinlichkeit des Wahrheitssinns und die rücksichtslose Art, mit der Schrempf sich und alles andre in der Welt der ihm zur Ueberzeugung gewordnen Wahrheit unterwirft, gehört vielmehr zur sittlichen Individualität dieses Mannes. Es ist für diese Gebundenheit seines Gewissens bezeichnend, daß er nicht viel von der Pietät hält, und daß er diese und andre Rücksichten der Wahrhaftigkeit durchaus unterordnet. Er erkennt es selbst zuweilen an, daß er, indem er diesen Standpunkt geltend macht, pedantisch sei. Und so ist es auch nur folgerecht, daß die Pedanterie des Wahrheitssinnes bei ihm Methode ist, sei es nun in seiner haarscharfen Gedankenbildung und in seinem unbestechlichen Urteil, sei es in dem unbeirrten Handeln nach seiner Ueberzeugung. Hier liegt ganz offenbar der Schlüssel für das Verständnis seines Auftretens gegen die herrschenden kirchlichen Satzungen und für die rechte Würdigung der Ansichten, die er seitdem öffentlich vorgetragen hat.

2

Damit werden wir nun auf das geführt, was mir am wichtigsten zu sein scheint, wenn über Schrempf ein richtiges Urteil gefunden werden soll. Ich meine seine Anschauungen von der menschlichen Gemeinschaft überhaupt, näher von der kirchlichen Gemeinschaft und deren eigentümlichem Wesen. Diese Ansichten zu beachten und zu würdigen ist aber deshalb wichtig, weil seine gegenwärtige Wirksamkeit ein erklärter Kampf gegen bestehende kirchliche Einrichtungen ist.

Zunächst ist schon die Angabe Schrempfs bemerkenswert, daß er in einer für seine Entwicklung sehr bedeutsamen Epoche seines Lebens aus seinem „religiösen Denken und Leben“ „das Verhältnis zur Kirche völlig eliminirt“ habe (Eine Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs S. 22). Er bezeichnet dies nachträglich als einen Mißstand, also hat seitdem die Kirche eine andre Bedeutung für ihn gewonnen. Aber daß sie ihm nicht dasselbe bedeuten kann wie andern Christen, zumal andern Theologen, das ist daran ersichtlich, daß er mit der Kirche in einen Konflikt geraten ist, den andre nicht so wie er für notwendig halten. Nun scheint mir der eigentliche Differenzpunkt zwischen Schrempf und denen, die ohne das Bewußtsein eines „befleckten“ Gewissens den kirchlichen Ordnungen sich fügen, darin zu liegen, daß Schrempf in derselben Weise, wie er die Gotteserkenntnis lediglich nach einem idealen Gesichtspunkt beurteilt, ebenso die bestehenden Kirchengemeinschaften und Ordnungen durchaus nur an dem Ideal mißt, das er von einer religiösen Gemeinschaft hegt. Wie er sich aber eine Kirche denkt, die er wirklich als religiöse Gemeinschaft anerkennen würde, das mögen einige seiner Sätze zeigen, die ich aus seinen Schriften herausgreife.

Schrempf hebt hervor, daß man gern in dem heiligen Geist den christlichen Gemeingeist sehe.

Daran, sagt er, ist nun gewiß richtig, daß er Gemeingeist ist; aber er ist zugleich, das darf nie übersehen werden, der Geist, der die

Person, das Individuum zu wirklicher Selbständigkeit treibt und bringt. Der Drang sich zusammenzuthun ist uns Menschen etwas höchst Natürliches. (Natürliches Christentum S. 53)

Ferner leugne ich nicht, daß für mich die religiöse Person höher steht und wertvoller ist als die religiöse Gemeinschaft, und daß die letztere für mich ernsthaft nur in Betracht kommt, sofern sie selbst gewissermaßen Person, eine Kollektivperson ist. (S. 61 f.)

Deshalb hat jeder Mensch, in dem man mit einigem Recht einen Träger des heiligen Geistes sehen kann, mit bewußter Absicht oder ohne solche eine Gemeinschaft um sich gesammelt. Und in ihr muß sich erweisen, ob sein Geist wirklich fähig ist, Gemeingeist zu werden, ob er die Kraft besitzt, Menschen zusammenzuführen und in Gemeinschaft zu erhalten. (S. 64)

Ferner besitzt wirklicher Gemeingeist die Kraft, das Ungleichartige ab- und auszustoßen. Insbesondre scheidet ein heiliger Gemeingeist die Sünde aus der Gemeinschaft aus. Er drängt den Sünder zur Sinnesänderung oder zur Trennung von der Gemeinschaft. Damit denke ich aber nicht an das, was man sonst Kirchenzucht heißt; vielmehr meine ich, daß besondre Kirchenzucht nur notwendig ist, wo ein wirklicher heiliger Gemeingeist bereits fehlt. (S. 65)

Hat Jesu Geist die Probe schon bestanden, daß er ein wahres, gesundes Gemeinschaftsleben zu erzeugen vermöge? Die Christenheit und auch die evangelische Kirche entspricht auch den geringsten Anforderungen an eine wirkliche religiöse Gemeinschaft nicht. (S. 67)

Aber das kann doch nicht geleugnet werden, daß die gemeinschaftstiftende Kraft des Geistes Jesu eine entscheidende Probe noch nicht bestanden hat. Die christliche Kirche ist zersplittert, das Leben in ihr durch unleugbar sündhafte Gewohnheiten verunreinigt, das Verhältnis des Gemeinschaftslebens zu dem persönlichen Leben unwahr. Das muß doch immer wieder den Zweifel nähren, ob Jesu Geist die verbindende, ausscheidende, ebenso sehr belebende wie klärende Kraft wirklich hatte, die Gottes Geist haben muß. Aber über den Zweifel hinauszugehen und ein Urteil zu fällen: das geht doch nicht an. Denn Christus und die Christenheit sind zu offenkundig zweierlei. (S. 68)

Ist Christus wirklich der Herr der Christenheit, speziell der evangelischen Kirche, so hat diese den Willen und Geist Christi. Sie kann dann aus Uebereilung und Schwäche hie und da von Christi Willen abweichen, d. h. ihren eignen Willen nicht fest und rein durchführen; sie vermag vielleicht nicht alle ihre einzelnen Glieder mit Christi, d. h. ihrem Geiste zu durchdringen. Das dürfte man dann billig an ihr übersehen. Aber wenn Christus ihr Herr wirklich ist, so muß ihr wirklicher Gemeingeist und Gemeinwille der Geist und Wille Christi sein. (S. 92)

Was ich rüge, ist vielmehr dies: die Christenheit hat keinen Gemeinsinn, der auf Wahrhaftigkeit, Keuschheit, Liebe dränge. Es giebt in der Christenheit keine christliche „öffentliche Meinung.“ (S. 93)

Eine wirkliche Gemeinschaft bilden zwei Studenten, die, jeder von eignem Lerneifer getrieben, zusammen arbeiten, um sich gegenseitig zu fördern und zu berichtigen. Ihre Gemeinschaft wird um so dauernder sein, um so weniger durch Zwistigkeiten gestört werden, je deutlicher jeder von sich und dem andern weiß, was er wirklich ist und was er nur ist. (Drei Reden S. 54)

Sie [d. h. Menschen, die den Glauben an den einen Gott-Vater haben], als Glieder einer göttlichen Familie sich fühlend, haben zugleich den steten lebendigen Antrieb in sich, in Gemeinschaft zu treten, andre in die Gemeinschaft mit sich zu ziehen. (S. 55)

Sie [d. h. die evangelische Landeskirche Würitembergs] ist nicht bloß keine aufrichtige und innige, keine freie und treue religiöse Gemeinschaft — sie ist gar keine religiöse Gemeinschaft mehr. (S. 56)

Die evangelische Kirche hat zur Zeit kein Gemeinbewußtsein, deshalb kann sie ein solches natürlich auch nicht zum Ausdruck bringen, deshalb kann sie bloß der Vergangenheit Bekenntnisse nachsagen, die nur noch im Munde einer Partei in ihr zum Teil und ungefähr wahr sind. Hätte sie ein Gemeinbewußtsein, so müßte nichts leichter sein, als dasselbe auch in passende Worte zu kleiden. Aber sie hat keines; und so lange sie das nicht hat, ist es natürlich verlorne Liebesmühe, ein Bekenntnis machen zu wollen. Die evangelische Landeskirche Württembergs ist keine Religionsgemeinschaft mehr. So wenig sie gemeinsam bekennen kann, so wenig hat sie gemeinsames religiöses Leben. (S. 57 f.)

Nur um meine Gedanken zu vervollständigen, füge ich bei, daß auch in dem sittlichen Leben der Kirche kein Ernst ist. Das hat den tiefern Grund, daß unsre Kirche nicht wagt, von ihren Gliedern irgend eine Leistung zu verlangen, außer der Bezahlung der Kirchensteuer; daß sie nicht wagt, eine ernsthafte Bedingung der Zugehörigkeit zu ihr zu stellen (S. 69). Jede Gemeinschaft hat das unzweifelhafte Recht, zu erklären, wer zu ihr gehören könne, wer nicht; ich wünschte sogar, daß die Kirchen dieses Recht viel ernsthafter ausübten. (Zur Pfarrersfrage S. 36.)

Daß ich an dem religiösen Leben der Landeskirche Württembergs nicht mehr teilnehmen kann, hat bloß den Grund, daß dem religiösen Zusammenleben der Menschen, welche diese Kirche bilden, der göttliche Ernst fehlt, der zu einem religiösen Zusammenleben gehört; daß es, religiös betrachtet, ungeordnet ist, der Liebe widerspricht, sich auf dem Wege zur Heuchelei befindet. (S. 37)

Diese Sammlung von Aussprüchen Schrempfs über die Kirche und die religiöse Gemeinschaft könnte unschwer noch vermehrt werden. Indessen das beigebrachte Material genügt, und ich glaube andrerseits keine wichtige Aeußerung gleicher Art

übersehen zu haben, die etwas an dem Ergebnis ändern könnte, das nun festzustellen ist. Zu diesem Zweck entnehme ich aus den angeführten Sätzen den Thatbestand, den ich in drei Punkte ordne.

Erstens hat Schrempf einen Begriff von der menschlichen Gemeinschaft, demgemäß diese nicht anders zu stande kommt, als indem sich einzelne gleichgesinnte Individuen „zusammenthun,“ wie z. B. die beiden zusammenarbeitenden Studenten, und indem sie andre übereinstimmende Individuen zu sich heranziehen. Also die Individuen sind die Voraussetzung der Gemeinschaft.

Zweitens eine religiöse Gemeinschaft ist nur als wirkliche, innige Geistesgemeinschaft denkbar. Das setzt aber voraus, daß ihre Glieder „eines Sinnes sind, oder daß ihre Gedanken nicht ganz harmoniren“ (Drei Reden, S. 53), also doch überwiegend miteinander übereinstimmen.

Drittens die religiöse Gemeinschaft schließt bei dem engen Verhältnis, in dem religiöse Ueberzeugung und sittliches Leben zu einander stehen, die gleiche sittliche Richtung ihrer Angehörigen in sich, sodaß, wenn in dieser Beziehung andre als nur Verfehlungen aus Uebereilung und aus Schwäche vorkommen, der Bestand der Gemeinschaft bereits ideell gelöst ist, und statt eines „geistigen Organismus“ nur noch ein „Gehäuse“ übrig bleibt, „worin mancherlei Geister wohnen können“ (Natürliches Christentum S. 67).

Nun ist zuzugeben, daß in diesem Sinne niemals die christliche Kirche existirt hat. Denn schon die Kirche zur Zeit der Apostel, auf die sich Schrempf gelegentlich beruft (Akten zu meiner Entlassung, S. 14. 19) entsprach nicht diesem Gemeinschaftsideal (vgl. z. B. Apostelgeschichte 6, 1. Gal. 2), geschweige die Kirche und die Kirchen der spätern Jahrhunderte. Wenn also Schrempfs Kirchenbegriff richtig ist, dann ist allerdings „die gemeinschaftstiftende Kraft des Geistes Jesu“ die „entscheidende Probe“ noch schuldig. Wohl aber ist schon oft in der Kirche der Versuch gemacht worden, das Gemeinschaftsideal zu verwirklichen, das Schrempf vertritt. Dann ist es indessen niemals zur vollern Verwirklichung der Kirche, sondern stets nur zur Bildung von Sekten gekommen. Mit einem Wort: das Gemeinschaftsideal Schrempfs entspricht nicht dem Begriff der Kirche, den wir allein aus deren Geschichte abstrahiren können, sondern es entspricht dem Begriff der Sekte, den wir, sei es bei den Wiedertäufern, sei es bei den Pietisten alten Schlages, sei es bei Novatian oder in Schleiermachers vierter Rede über die Religion wiederfinden.

Die Kirche unterscheidet sich aber von den Sekten in erster Linie dadurch, daß sie nicht die gleichgesinnten Individuen voraussetzt, die sich nur „zusammenzuthun“ brauchten, um Kirche zu bilden, sondern sie ist selbst immer schon vorausgesetzt, ehe ein Einzelner sich in ihr als ihr bewußtes Mitglied erkennt. Die Kirche umfaßt ferner außer den wirklich glaubenden Christen, die ihren Glauben in der Nachfolge Christi wirklich bethätigen, immer auch Böse und Heuchler, da diese von jenen durch unser menschliches Urteil niemals unterschieden werden können. Und die Kirche scheidet auch nicht die Sünder aus sich aus. Denn auch die durch den heiligen Geist zur Sinnesänderung geführt worden sind, bleiben doch stets mit Sünde behaftet. Und die andern, die eine Sekte stets in Versuchung ist von sich zu trennen, können durch Gottes Gnade immer noch zur Sinnesänderung bewogen werden. Wollte die Kirche aber in irgend einem zeitlichen Moment, wie diese oder jene Sekte, eine solche Scheidung vornehmen, so würde sie in einer Weise handeln, die Jesus selbst Matth. 13, 29 für unzulässig erklärt hat.

Deshalb wird es aber stets nicht nur ein unberechtigtes, sondern auch ein vergebliches Bemühen bleiben, die Kirche als eine Summe von Individuen vorzustellen, in denen der heilige Geist Christi kräftig und ausschließlich wirksam ist. Wenn das so sein sollte, müßten alle wirklichen Glieder der Kirche auch eine Religion „erster Ordnung“ haben. Eine solche hat aber, wie Schrempf selber erklärt, streng genommen kein andrer als Christus. Daß der heilige Geist Christi in der Kirche noch lebendig ist, das läßt sich daher niemals an den Individuen nachweisen, die doch auch im besten Falle immer nur zum Teil

aus dem heiligen Geiste, zum andern Teil aus Sünde und Schwachheit heraus handeln. Dennoch wird niemand, der in der Kirche zu Christus geführt worden ist und von ihm bestimmte Antriebe, in Selbstverleugnung ihm nachzufolgen, erfahren hat, leugnen können, daß der heilige Geist in der Kirche wirke und kräftig sei. Deshalb aber kann auch nur der Glaube, der auf diese Weise entsteht, den heiligen Geist in der Kirche wahrnehmen. Und dieses Urteil des Glaubens besteht auch gegen den Augenschein zu Recht, und es bleibt richtig, wenn auch die empirische Betrachtung eines hyperidealistischen Individuums vielmehr nur Mißstände, Heuchelei und Lieblosigkeit in der Kirche erblicken möchte. Für diesen Standpunkt der Sekte ist allerdings die Kirche als Trägerin des heiligen Geistes Christi oder als Gemeinschaft der Heiligen unsichtbar, ebenso wie für den Standpunkt des Katholizismus, der die Kirche nur als einen Rechtsverband kennt und stets in erster Linie die rechtliche Anschauung in allen religiösen Dingen zur Geltung gebracht sehen will.

Diese Bewandtnis hat es mit der Lehre der Reformatoren von der unsichtbaren Kirche.*) Nach derselben Lehre ist aber die Kirche als Gemeinschaft des heiligen Geistes sichtbar für den Glauben. Und die sichtbaren Merkmale dieser Kirche (ecclesia proprie dicta) sind die Predigt des reinen Evangeliums und die stiftungsmäßige Verwaltung der Sakramente. Deshalb ist aber die „Mangelhaftigkeit“ des siebenten Artikels der Augsburgischen Konfession nur für den Standpunkt der Sekte „handgreiflich“ (An die Studenten der Theologie zu Tübingen, S. 12), für die aber, die mit den Reformatoren den nichtsektirerischen Begriff der Kirche als den Maßstab ihres Urteils anerkennen, ist solche angebliche Mangelhaftigkeit gar nicht vorhanden. Wenn aber Schrempf der Meinung ist, Luther hätte die sittliche Aufgabe ergreifen sollen, „Normen für das Zusammenleben selbständiger, religiöser Individuen zu suchen“ (S. 10), und im einzelnen wäre von ihm „zu fixiren gewesen, wer in dieser neuen, qualitativ von der mittelalterlichen verschiednen religiösen Gemeinschaft als selbständiges Individuum, als Bürger gelten könne; wie sich sodann diese selbständigen Individuen gegenseitig zu betrachten und zu behandeln haben; endlich, welche Stellung und Aufgabe dem Lehrer in der Kirche zuzuweisen sei“ (S. 11), so sei nur daran erinnert, daß Luther solche Gedanken nicht überhaupt fern gelegen haben, daß aber auch er sich nicht imstande gesehen hat, ihnen Folge zu geben. In seiner deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes zieht er die Sache in Erwägung, indem er sagt:

Diejenigen, so mit Ernst Christen wöllen sein, und das Evangelium mit Hand und Munde bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen, und etwo in eim Hause allein sich versammeln, zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen und andre christliche Werk zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi Matth. 18, 15 ff.... Aber ich kann und mag noch nicht ein solche Gemeinde oder Versammlunge orden oder anrichten. Denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen.

Vorläufig soll es daher mit der lateinischen und mit der deutschen Messe sein Bewenden haben:

bis daß die Christen, so mit Ernst das Wort meinen, sich selbst finden und anhalten; auf daß nicht eine Rotterei draus werde, so ichs auf meinen Kopf treiben wollte. Denn wir Deutschen sind ein wild, roh, tobend Volk, mit dem nicht leichtlich ist etwas anzufahen, es treibe denn die höchste Not. (Luthers Werke für das christliche Haus, Bd. 7, S. 168 f; Fol.-Ausg. 22, S. 230 f.)

Aus diesen Gründen ist zur Zeit der Reformation „keine prinzipielle Regelung des Zusammenlebens solcher Personen getroffen worden,“ und „dieses Versäumnis bis jetzt nicht nachgeholt worden“ (An die Studenten, S. 13). Da aber die Verhältnisse seit Luthers Deutscher Messe nicht andre geworden sind, da ferner die Geschichte des Pietismus den Beweis dafür liefert, daß Luther den richtigen Takt gehabt hat, wenn er die von Schrempf gewünschte Einrichtung der Kirche unterlassen hat, so ist es auch nicht „die gegenwärtige sittliche, also dringende, dringendste Aufgabe der Kirche, das Versäumnis der Reformatoren nachzuholen und sich prinzipiell als Gemeinschaft selbständiger, religiöser Persönlichkeiten zu konstituiren.“ (S. 15.)

*) Vgl. A. Ritschl, Ueber die Begriffe: sichtbare und unsichtbare Kirche, in den Gesammelten Aufsätzen. 1893, S. 68 ff.

Andrerseits ist es freilich klar, daß die Ordnungen, Satzungen, Dogmen, Bekenntnisse, Liturgien u. s. w. nicht ohne Vorbehalte auf den heiligen Geist zurückgeführt werden dürfen, so gewiß sie nachweislich vieles enthalten, was mit Christi Worten und Absichten im Widerspruch steht. Sie sind vielmehr Produkte der ecclesia large dicta, d. h. der Kirche, sofern diese auch Böse und Heuchler, jedenfalls aber irrtumsfähige Menschen in sich schließt. Sie sind jedoch notwendige Mittel, durch die die Kirche in mehr oder weniger guter Weise ihren Bestand erhält und bestrebt ist, ihren Angehörigen die Möglichkeit der gemeinschaftlichen Gottesverehrung zu gewähren und sie zum christlichen Leben anzuhalten. Daß sie als Menschensatzungen nicht die Einheit der Kirche begründen können, besagt der siebente Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses selbst. Sie unterliegen also der Kritik des Glaubens, der heiligen Schrift, der Wissenschaft. Welchen Wert sie aber auch gegenwärtig noch haben, und wieweit sie Schrempfs Einwendungen gegenüber stichhaltig sind, das soll hier nicht mehr erörtert werden. In dieser Hinsicht verweise ich auf den gehaltreichen Aufsatz von Professor Sell in Bonn „Zur Kirchenfrage,“*) der manche bisher übersehnen Gesichtspunkte zur Geltung bringt.

Zum Schluß aber will ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß Schrempf trotz allem, was er unter dem Einfluß eines sektirerischen Kirchenbegriffs in Wort und That unternommen hat, die württembergische Landeskirche als seine Mutter anerkennt (Frage an die evangelische Landeskirche S. 54), daß er ferner offen eingesteht, keinen Plan für eine neue bessere Kirche zu haben (Drei Reden S. 70), und daß er überhaupt seine religiösen Anschauungen noch nicht als abgeschlossen angesehen wissen will (vergl. z. B. Natürliches Christentum S. VI. 4). O R

Mirakel

Ein Blatt aus römisch-katholischer Gegenwart

Am Abend nach dem letzten hohen Feste der Immaculata (8. Dezember) vernahm man in den Hauptstraßen Neapels den Ruf: Miracolo, Miracolo della Madonna! So schrieen die sogenannten Strilloni (Schreihälse), ein Name, den das Volk den Zeitungsverkäufern angedeihen läßt, deren Eulenruf man selbst in der Nacht gegen 11 Uhr noch vernimmt. Oft werden sie Giornalisti genannt und bilden eine Art Korporation, die alljährlich am Geburtstage der Madonna, d. h. in der Nacht vom 7. zum 8. September, beim wildlärmenden Fest der Madonna di Piedigrotta ihren Karnevalsglanz entfaltet und einen Maskenzug aufführt, der an das Fest der „großen Mutter“ Rhea erinnert, deren Jahresfest im heidnischen Rom gleichfalls mit Prozession und Maskenzügen gefeiert wurde und dem Volke das bekannte Panem et circenses (Brot und Spiele) gewährte. Besagte Strilloni hatten an jenem Abend besondre Ware neben ihren Tagesblättern, nämlich Extrablätter, wie man sie nicht selten auf der Straße kauft, wenn z. B. ein besonders schauderhafter Mord in irgend einem Winkel der an tägliche Mordthaten gewöhnten Stadt geschehen ist, wie noch vor wenigen Tagen, als drei Menschenleben aus nichtigen Gründen den Messerstichen erlagen.

Also ein Wunder! Unser Herr und Heiland hat einst die Wundersucht getadelt und gesagt: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Dies bekannte Wort pflegt man im Heerlager Roms so zu verdrehen: Ihr müßt erst dann glauben, wenn ihr Wunder sehet — will sagen: Ihr müßt der römischen Kirche glauben, weil sie die Kirche der Wunder ist, die in ihr beständig geschehen, während die armen Protestanten keine Wunder aufzuweisen haben! Eine Wunderstätte ist z. B. Lourdes; aber die Madonna di Pompeji, von Leo XIII. hoch gefeiert, kürzlich gekrönt, mit Privilegien vom „Orakel des Vatikans“ überschüttet, von zahllosen Pilgern besucht, macht der Madonna von Lourdes längst den Rang in Hinsicht der Wunder streitig. „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen,“ und nicht nur das, es geschehen dort auch die so er-

*) Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1893, S. 140 ff.

wünschten miracoli strepitosi (Aufsehen erregende), denn jene Madonna verrichtet oft augenblicklich Wunder, falls es gelingt, ihre Spezialgunst zu gewinnen, und sie erscheint auch persönlich. So im vorigen Jahre, wo einer Kranken die Gunst zuteil wurde, die vom Papst als „Himmelskönigin" (Regina coelestis) bezeichnete Madonna zu schauen, „Himmelsglanz und Duft des Paradieses" verbreitend, sodaß man an die dem Aeneas erscheinende Venus erinnert wurde, von der die Aeneis Buch I, 402 sagt:

Sprachs und wendete sich, da erglänzt' ihr rosiger Nacken,
Und ambrosischen Locken entatmete süß vom Scheitel
Rosiger Duft. Tief floß das Gewand zu den Füßen hinunter,
Und ganz Göttin erschien in dem Gange sie. . . .

Erst vor zwei Jahren erschien sie auch in Castelpetroso (Norditalien) und beglückte mit ihrer Gegenwart die üblichen Hirtenkinder, worauf Leo XIII. zu den ersten gehörte, die für eine an dieser Wunderstätte zu erbauende und jetzt im Bau begriffene Kirche Beiträge zeichneten. Im Mai dieses Jahres erschien die Madonna im Traum einem armen Bauern bei Altavilla in der Provinz Salerno und mahnte ihn, ihr Bild an einer von ihr bezeichneten Stelle auszugraben. Dem Befehl gehorsam grub der Bauer und soll etwas Verrostetes ausgegraben haben, was die Bevölkerung daselbst als „Madonna" bezeichnete. Sofort wallfahrtete man zu Tausenden nach dieser Wunderstätte, brachte diesem neuen Idol Weihegaben, bestehend in Ringen u. s. w., und viele wollten die Gunst der allmächtigen Himmelskönigin erfahren haben, die heute die Stelle der Astarte oder der Isis vertritt. Nun hat die Virgo coelestis uns in Neapel dies Wunder gewirkt, das die Stadt nebst Umgebung in große Aufregung versetzt.*)

Schauplatz des Mirakels ist das sogenannte Pilgerhospital (Pellegrini), das nur solche Kranke aufnimmt, die an Verwundungen leiden, und in dieser Hinsicht eine wirkliche Wohlthätigkeitsanstalt ist. In fünfzehn Jahren habe ich ein einziges mal gelesen: „Heute war ein merkwürdiger Tag, denn im Pellegrinihospital hat sich kein Verwundeter gemeldet." Die erwähnte Anstalt hat großartige Baulichkeiten, eine stattliche Kirche und ist vom Straßenlärm durch einen weiten Hof geschieden. Dieser war in den Tagen nach dem Fest der Immaculata das Wallfahrtsziel von Tausenden, die aus der Stadt und ihrer Umgegend in hellen Haufen dahin strömten, weshalb es nötig wurde, bewaffnete Macht aufzubieten, um die Ordnung aufrecht zu halten. Man sah den weiten Hof stets gefüllt: lautlos starrte die Menge nach oben; oft aber ward die Stille durch laute Gebete unterbrochen. Viele lagen auf den Steinen, viele beteten den Rosenkranz, in den Straßen harrten neue Massen auf Einlaß, Weiber, Männer, Kinder; Murmeln von Gebeten ward vom Kommando der Offiziere übertönt und von reitenden Karabinieri unterbrochen. Die Blicke der im Hofe sich drängenden Haufen richten sich auf ein Fenster des obern Stocks, denn an einer Glasscheibe, so hieß es, sei wunderbar und urplötzlich das Bild der Madonna zum Vorschein gekommen, ihr Haupt vom Nimbus umgeben, Wolken zu den Füßen, Engel zur Seite. Ein Krankenwärter hatte dies nie geschaute Wunderbild zuerst bemerkt, dann wollten andre es ebenfalls gesehen haben, und schnell hatte sich die Wundermär in der ganzen Stadt verbreitet. Manche behaupteten, sie sähen nichts, andre meinten, Farben zu erkennen, aber die meisten sahen die Gestalt der Virgo santissima. Der Pfarrer jenes Stadtteils meldete dies Ereignis dem Kardinalerzbischof, und dieser hatte gegen die Möglichkeit eines direkt von der Madonna gewirkten Wunders nichts einzuwenden. In einem Hirtenbriefe dieses Sommers ermahnte er seine Diözesanen, ihr ganzes Vertrauen auf die Madonna, die allmächtige Himmelskönigin, zu setzen, und stimmte darin mit dem jetzigen Papst überein, der sich in einer Encyklika vom September dieses Jahres mit klaren Worten für einen Günstling der Madonna erklärt und sagt, daß er unter ihrem speziellen Schutz stehe und von ihr Offenbarungen empfange. Kann die Regina coelestis dem Papst Offenbarungen zugehen lassen, sodaß er, wie in jener Encyklika

*) Der Artikel ist wenige Tage nach dem 8. Dezember 1893 geschrieben.

zu lesen, ihre Stimme hört, so ist es ebenso möglich, daß sie ihr Bild wunderbar an einer Glasscheibe zur Erscheinung bringt. Ich sah selbst an Ort und Stelle die von solchem „Wunder" tief erregten Menschenmassen, ein Gemisch aus allen Ständen, und gewann die Ueberzeugung, daß der große Haufen vom Glauben an jenes „Wunder" beseelt ist, sowie, daß der, der im Angesicht jenes für „himmlisch" gehaltenen Bildes es für eine Täuschung erklärte, einen Volkstumult wach rufen würde, wie ein solcher in Ephesus geschah, wo der Apostel Paulus dem Kultus der dortigen Diana (auch Himmelskönigin) Abbruch that. In jener Umgebung hat Verfasser das neunzehnte Kapitel der Apostelgeschichte verstanden. Andrerseits diente ihm das erwähnte Kapitel zum Verständnis der Gegenwart.

Wir lesen nämlich Apostelgeschichte 19, 35 ff., daß eine Magistratsperson mit Mühe die Volksmassen zu Ephesus beruhigte und es schließlich möglich machte, an den leidenschaftlich erregten Haufen folgende Worte zu richten: „Ihr Männer von Ephesus, welcher Mensch ist, der nicht wüßte, daß die Stadt Ephesus sei eine Pflegerin der großen Göttin Diana und des vom Himmel gefallnen*) Bildes?" Also eine direkte Himmelsgabe war die hochberühmte Statue der Ephesischen Diana (Artemis), der Stadtbeschützerin von Ephesus, und diese Stadt behauptete, sie sei durch jene Himmelsgabe vor andern Städten bevorzugt, sei der Lieblingssitz jener Himmelskönigin und besitze in dem vom Himmel gefallnen (diopetes) Bilde ein Unterpfand und sichtbares Zeichen ihrer Huld, ebenso aber auch eine Mahnung an die eifrige Pflege ihres Kultus. Deshalb die leidenschaftliche Erregtheit des Volkes, als diesem Kultus Abbruch geschah, deshalb der Ruf: Groß ist die Diana der Epheser! Man besuche heutzutage die großen Madonnenfeste des Südens, man höre den Ruf der von Festlust Erregten: Eviva la Madonna! man lese dann zahllose mit demselben Ausruf versehene Plakate, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Echo jenes Ephesischen Rufes in unsern Tagen fortklingt. Das Wunderbild zu Ephesus war für viele Einwohner der Stadt eine Quelle des Gewinns, deshalb der Zorn des Goldschmieds Demetrius, der kleine Kopien des Tempels an Pilger verkaufte. (Apostelg. 19, 24.) An ihn wurde Schreiber dieses erinnert, als er soeben sah, welch glänzenden Absatz jene Händler haben, die beim obengenannten Pellegrinihospital Abbildungen jener an der Fensterscheibe erschienenen Madonna an die Gläubigen verkaufen. An eben denselben wird jeder erinnert, der in manchen Straßen Altneapels Laden an Laden mit Voten aller Art, mit Rosenkränzen oder Madonnenstatuetten angefüllt sieht und sich überzeugt, daß der Kultus dieser heutigen Artemis-Diana Tausenden Brot giebt. War Ephesus die Pflegerin der „großen Göttin Diana," so ist Neapel die Pflegerin der Madonna, die in zahllosen Inschriften als Diva, Vergöttlichte, bezeichnet wird, die in den Augen des Papstes eine Göttin ist, weil er sie als Regina coelestis bezeichnet und auf sie sein volles, unbedingtes Vertrauen setzt. War Artemis-Diana die Stadtbeschützerin in Ephesus, war Pallas die Beschützerin von Athen, so ist Neapel längst und feierlich unter den Schutz der Madonna gestellt und thront hier, wie die Virgo coelestis einst im goldreichen Tempel zu Karthago.

Das Bild der Diana zu Ephesus war also eine direkte Himmelsgabe, eine Behauptung, die auch von andern berühmten Götterbildern des hellenisch-römischen Heidentums galt. Das Bild der in Troja als Stadtbeschützerin fungirenden Pallas war vom Himmel gefallen und wurde von Aeneas nach Italien gebracht, wo es später zu Rom als eines der größten Heiligtümer und als Unterpfand der Sicherheit des Reiches im Tempel der Vesta verwahrt wurde. Im Drama des Euripides „Iphigenia bei den Tauriern" sagt Orestes von dem in Tauris befindlichen Wunderbilde der Diana:

Um dort ihr Bild zu rauben, das — so sagt man hier —
Vom Himmel einst herab in diesen Tempel fiel.

Wir können hier auch an jenen heiligen Schild erinnern, der in Rom zur Zeit des Königs Numa direkt vom Himmel niederschwebte und als Unterpfand öffentlichen Wohles betrachtet wurde.

*) Luther übersetzt hier ungenau: des himmlischen Bildes.

Siehe, da fällt, von der flüssigen Luft sanft schwebend getragen,
Nieder ein Schild, und es schreit jauchzend zum Himmel das Volk.
(Ovid)

Mit dem Untergang der hellenisch-römischen Welt haben die Mirakel solcher Himmelsbilder nicht aufgehört, fanden vielmehr in der römischen Kirche ihre Fortsetzung:

Glaubt, und erzähl ich auch gleich Wunder, das Wunder geschah.
(Ovid)

Das christianisirte Rom ging in dieser Hinsicht voran.

Wählt einen Ort sich ein Gott, keiner ist besser als Rom. (Ovid)

Die erste römische Kaiserdynastie, die ihren Ursprung auf Venus zurückführte, erhob diese ihre Ahnfrau zur Beschützerin Roms und des Reiches, und von dieser Himmelskönigin sagt Ovid, der Zeitgenosse des ersten Kaisers: „Himmel regiert sie und Erde.“ Vom sechsten Jahrhundert an ward die Madonna durch die Dynastie der Päpste die Nachfolgerin jener Ahnfrau und nach und nach zur Beschützerin des päpstlichen Roms und des päpstlichen Reiches erhoben. Zur Himmelskönigin Venus, Roms Schützerin, flehte Ovid:

Stets auf Aeneas Geschlecht und die Frauen der eigenen Enkel
Richte den gnädigen Blick, Schönste der Göttinnen du.

Diese Strophen bedürfen einer nur geringen Aenderung, um auf die Suprema Signora der römischen Kirche bezogen zu werden. Wenn aber Ovid sagt:

Tempel erheben sich zwar allwärts für die mächtige Göttin,
Aber in unsrer Stadt hat sie ein höheres Recht —

so müssen wir bemerken, daß er mit diesen Strophen nicht die heute in Rom verehrte Madonna, sondern die Reichs- und Stadtbeschützerin Venus meint. Wenn also die Madonna Rom zum Schauplatz ihres ersten großen Wunders erkor, so wissen wir jetzt den Grund. Das von uns gemeinte Mirakel geschah daselbst im sechsten Jahrhundert und entspricht dem zu Neapel im neunzehnten Jahrhunderte geschehenen Wunder.

Jene Suprema Signora, die sich so oft herabließ, sichtbar zu erscheinen, hat oftmals ihr im Himmel angefertigtes Bild als Pfand ihrer Liebe zur Verschönerung ihrer Kirchen geschenkt. Ein Beispiel bietet zuerst Rom, wo jenes Ereignis von der Tradition beglaubigt und durch Wunder im Laufe von dreizehn Jahrhunderten bestätigt worden ist. (Riccardi)

Am 17. Juli 524 zeigte sich im Hause der frommen Römerin St. Galla ein übernatürlicher Glanz, und als der Papst Johannes I. herzukam, sah er zwei Seraphim, die ein Bild der Madonna trugen. Sie überreichten es dem Papste. Als dieser die Stadt mit dem Himmelsbilde segnete, wich sofort die in jenen Tagen herrschende Pest. Das Bild ist in einen Edelstein geschnitten und „so wunderbar gearbeitet, daß es unmöglich von Menschenhänden gemacht sein kann“ (Riccardi). Nachdem es lange Jahrhunderte in der Kirche S. Maria del Portico geweilt hatte, ein Palladium Roms, wie einst das Himmelsbild der Pallas im Vestatempel, erklärte 1656 die römische Stadtbehörde mit feierlichem Gelübde, dem Bilde eine größere Kirche bauen zu wollen, falls die Madonna eine damals in Rom herrschende Pest vertreiben werde. Die Pest hörte „wunderbar“ auf, denn die Madonna hat dieselbe Freude an Tempelehre, wie einst die Reichsbeschützerin und Himmelskönigin Venus-Aphrodite, der Euripides folgende Worte in den Mund legt:

Den ehr ich hoch, wenn er auch meine Macht verehrt.
Denn tief auch in der Götter Art begründet liegt
Die Freude über Ehrenzoll der Sterblichen.

Infolge des Gelübdes wurde die Kirche S. Maria Campitelli erbaut und dahin jenes Wunderbild 1667 gebracht. Dort befindet es sich in einem kostbaren, von Alabastersäulen umgebnen Tempelchen. In genannter Kirche werden am 1. Januar alljährlich Zettel verteilt, die mit Sprüchen und Namen von Schutzheiligen bedruckt sind. Jeder erhält den Zettel, auf dem der Name des Heiligen steht, den er sich für das laufende Jahr zum Schützer (Patrono) erwählt hat. Wenn die wunderreiche Madonna an Macht und Einfluß alle Santi weit übertrifft, warum bedarf man denn außer ihrem Schutz noch andre Schutzmächte? —

Ein zweites vom Himmel gekommnes Wunderbild befindet sich zu Rossano in Kalabrien, wo es allgemeine Verehrung genießt und unter dem Namen Madonna Achiropita (griechisch: nicht mit Händen gemacht) bekannt ist. Im siebenten Jahrhunderte hat die Madonna mit jenem auf Stein gezeichneten Bilde einen von ihr bevorzugten Eremiten beglückt. Diese Madonna zählt ihre Verehrer und Pilger in ganz Kalabrien und verursacht jedes Jahr an ihrem Feste ein viel erzähltes Mirakel. Das Bild befindet sich nämlich in einem mit Glasscheiben umgebnen Tempelchen, kommt aber zur erwähnten Zeit an einer solchen Glasscheibe zum Vorschein.

Ein drittes Himmelsbild befindet sich in Florenz. Nachdem dort Anno 1233 der Orden der Servi di Maria, gewöhnlich Serviten genannt, gegründet war, ließen diese von der Madonna hoch Begünstigten durch den Maler Bartolomeo ein Bild ihrer Suprema Signora anfertigen. Schon hatte der Meister das Bild fast fertig gestellt, zögerte aber, als es galt, das Angesicht zu malen. Beim Beginn dieser Schlußarbeit schlief Bartolomeo ein und sah beim Erwachen mit Staunen das vollendete Angesicht der Himmelskönigin. Engel hatten es auf Befehl der Madonna mit „Paradiesesfarben“ gemalt. Der damalige Erzbischof Ardingo in Florenz hat dies Wunder bestätigt, und im Kloster neben der Kirche Annunziata sieht man es bildlich dargestellt. Eine aus den kostbarsten Marmorarten gebildete Kapelle in genannter Kirche birgt jenes Himmelsbild, das nur selten enthüllt wird und dann nur mit besondern Formalitäten. Florenz hat Jahrhunderte hindurch das Bild als sein Palladium betrachtet, und die ihm geschenkten Weihegaben repräsentiren einen Millionenwert. Würden in Italien alle Tempel der Madonna ihre Schätze hergeben, so wäre Italien geholfen. Von Cäsar ist bekannt, daß er sich durch Wegnahme von Weihegaben aus den Tempeln Galliens reich machte.

Außer solchen und sonstigen vom Himmel gekommnen Bildern hat die Madonna eben daher auch andre Gaben ihren Schützlingen wunderbar zugehen lassen, entsprechend der obenerwähnten Himmelsgabe des dem Numa geschenkten Schildes. Ein Palladium und Zeichen ihrer besondern Gunst überreichte die persönlich erscheinende Madonna ihrem Liebling, dem General des Karmeliterordens Simon Stock; wir meinen das in Italien noch immer in hohem Ansehen stehende Skapulier, ein von dem Orakel des Vatikans bestätigtes Wunder. Ein Palladium, das nach der obenerwähnten Encyklika des Papstes für die ganze Menschheit von höchster Bedeutung ist, überreichte die gleichfalls persönlich erscheinende Madonna dem S. Domenico, wir meinen den Rosenkranz, ein gleichfalls von der Kirche bestätigtes Wunder. S. Ildefonso erhielt von der Madonna ein Meßkleid, Katharina von Siena einen Ring, eine barmherzige Schwester in Paris von derselben 1830 die noch jetzt bewährte, wunderkräftige Medaille, lauter kirchlich anerkannte Wunder. Alano in seiner siebenten Homilie über den Rosenkranz erzählt: dem heiligen Johannes von Schio befestigte die Madonna eine Rose an der Stirn; einer frommen Nonne ließ sie eine Rose aus dem Munde wachsen, und einen Bischof in Toskana, der stets das Lob der Madonna verkündete, würdigte sie ihrer Erscheinung und gab ihm einen castissimo baccio (keuschen Kuß).

Wir fügen diesen Wundern noch solche hinzu, wodurch die Suprema Signora ihre Vorliebe für Italien bethätigte. Sie gebot den himmlischen Heerscharen, und mit deren Hilfe kamen mehrere ihrer Wunderbilder aus dem Orient nach Italien, nämlich nach Ravenna, nach dem Monte Berico bei Verona, nach Bari und nach Genzano bei Rom, wo an allen genannten Orten segenspendende Wallfahrtstempel entstanden. Endlich ward das Haus der Madonna durch Engel nach Loreto (1294) gebracht, ein gleichfalls von der Kirche beglaubigtes Wunder.

Wir sehen, daß sich das zu Anfang erwähnte Himmelsbild in Neapel in eine Reihe ähnlicher Wunder stellt, und bemerken nur noch, daß es mehrere ganz ähnliche Vorläufer hat, von denen wir einen erwähnen. In Absam, einem Dorf bei Innsbruck, erschien am 17. Januar 1797 das Bild der Madonna am Fenster des frommen Johann Bucher. Nach eingehender Prüfung erklärte die kirchliche Behörde, das Bild sei himmlischen Ursprungs und als trostvolle Gabe von der Madonna ihren Verehrern geschenkt. Noch heute befindet es sich als Gnadenbild in der Kirche genannten Ortes.

Wenn das Volk Siziliens zur Himmelskönigin betet, so

pflegt es sie anzureden: Bedda matri! (Dialekt für: bella madre, schöne Mutter.) Schön ist die Himmelskönigin, schön wie die Aphrodite Urania, die auf dem Berge Eryx an der Nordküste jener Insel ihr säulenumspanntes, goldreiches Heiligtum hatte. Als „schönste der Göttinnen“ bezeichnet Ovid die Venus, Roms Beschützerin, und fleht, sie möge gnädig auf das Geschlecht des Aeneas schauen. Schön ist die Madonna auch nach Lehre der Kirche, die das Hohelied des Salomo zur Verherrlichung der Madonna gedichtet sein läßt. Die letzten Gesänge im Liede Dantes vom Paradiso behandeln diesen Gegenstand. Der heilige Bernhard, jener glühende Verehrer der Madonna, der, wie Leo XIII., oft „ihre Stimme hörte,“ geleitet den Dichter und läßt ihn zum fernsten der Kreise blicken, „bis du die Königin dort thronen siehst, der unterthan dies Reich ist und ergeben.“ Der Dichter schaut ihre göttliche Schönheit und sagt: „Und hätt ich solchen Reichtum auch der Rede, wie in der Einbildung, so wagt ich dennoch den kleinsten ihrer Reize nicht zu schildern.“ An dies Wort mußte ich gedenken, als ich in diesen Tagen vor dem Thor des zu Anfang erwähnten Hospitals Zeuge einer Unterredung war, bei der es sich um die Schönheit der Madonna handelte. Ist die Madonna die Mutter, so kann sie ihren Kindern nicht ferne bleiben, sie muß sich zeigen. Im heutigen Griechenland heißt daher die Maria oft: Faneromene, die Geoffenbarte. Sie zeigt sich freilich in jedem Gnadenbilde, das vom Volke stets mit der Madre identifizirt wird, aber das Volk will neue Offenbarungen, deshalb die wachsende Zahl jener Bilder, deshalb die Himmelsbilder, wie das letzte in Neapel.

Ist die Madonna die gütigste, nachsichtigste Mutter, so müssen die Kinder zu ihr halten, müssen sie lieben, ehren, feiern.

Hab ich, ob krank und geheilt, jemals dein Banner verlassen?
Du schwebst immer mir vor, deiner entschlag ich mich nie. (Ovid)

Am 8. Dezember vorigen Jahres feierte man auch in Bitonto (Apulien) das Fest der Immaculata, der Patronin dieser Stadt. Man hatte versäumt, die Erlaubnis zu dem bei der Prozession üblichen Feuerwerk einzuholen, und ein Polizist nahm eine am Prozessionsweg aufgestellte sogenannte Batterie fort. Infolge dessen kam es zu einem Kampf zwischen dem wilderregten Volk und der Polizei. Jenes verteidigte die Ehre seiner Madonna, schlug den Polizisten mit Keulen und Eisenstäben nieder, begoß ihn mit Petroleum und verbrannte ihn auf der Straße! So geschehen am gleichen 8. Dezember 1893.

Wer jene „Mutter“ liebt und ehrt, dem steht sie bei, dem hilft sie in seinen Nöten. Jene Menge, die im Hofe des Hospitals in Neapel zu der „Faneromene“ flehte, bevölkerte nachher die etwa 1500 Lottoschreibstuben der Stadt, um Nummern zu besetzen. Jenes Bildwunder nämlich ward zum Orakel,*) und man kennt die Methode, alle wichtigen Ereignisse in Zahlen umzuwandeln. Einerseits helfen dabei Bücher, andrerseits giebt es eine Heerschaar von Orakelmännern, die das lukrative Geschäft der „Kabbalisti“ betreiben und durch tiefes Nachdenken jene Lottozahlen aus den Ereignissen herausfinden. Soeben sind die Zahlen gefunden und in der ganzen Stadt bekannt: Madonna 8 — Mirakel 66 — Glasscheibe 4 — Hospital 73 — Tag 9. Das Volk erwartet, daß die Madonna jene Nummern aus der Urne werde hervorgehen lassen. T

Zwei römische Novellen

Cosmopolis von Paul Bourget. Under Pressure von Marchesa Theodoli**)

Vor einem Jahre war es der französische Schriftsteller Paul Bourget, der Rom zum Schauplatz seines Romans Cosmopolis wählte und durch den Zauber des Namens alle Freunde Roms zwang, ihm Gehör zu geben, was freilich mit einer rechten Enttäuschung endete: allerlei in die Augen springende Elemente sind darin gleichsam mit beiden Händen zusammengerafft, mit viel gesellschaftlicher Thorheit vermischt, auf Menschen aus aller Herren Länder verteilt und zu einem unschädlichen Ende geführt. Da finden wir das in Schulden zu Grunde gehende fürstliche Haus; den reichen Fremden, von dem man nicht weiß, ob er Jude oder Protestant ist; seine schöne Tochter, die katholisch wird und mit ihrem Heiratsgut dem Principe zu neuem Leben, dem Geschlechte zu neuem Glanze verhelfen soll; den wirklich frommen alten Offizier, den wertvollen Kodex, die Katakomben, päpstlichen Gärten und eine Villa an der Tibermündung, wo man sich tötliches Fieber holen kann, ohne für einen Selbstmörder zu gelten. Im übrigen ist das Buch nicht so schlimm, wie man meinen könnte, ja es hat sogar etwas wie eine sittliche Tendenz.

Aber von einem ganz andern, tiefern Interesse ist das Buch Under Pressure, das in der römischen Gesellschaft selbst Aufsehen gemacht hat. Die Verfasserin, eine geborne Amerikanerin, ist ein Mittelpunkt der sogenannten schwarzen, d. h. päpstlichen Gesellschaft, an Geist und Schönheit viel bewundert und gepriesen. Es sind also ihre eignen Kreise, die sie schildert; und wenn es erst hieß, sie habe den mühsam errungnen Platz in der altrömischen Aristokratie dadurch verscherzt, so muß der aufmerksame Leser zugeben, daß sie — selbst wenn dem so wäre — dadurch bei dem großen Publikum nur gewinnen könnte. Einem idealen Katholizismus, ja selbst dem Kern katholischer Ueberzeugungen, in dem die römische Gesellschaft sich bewegt, und der auch ihr durch Erziehung oder Uebertritt zu eigen geworden ist, tritt sie durchaus nicht zu nahe. Aber mit feiner Beobachtung zeichnet sie den Uebergang aus der alten in die neue Zeit, den Umschwung der Dinge durch die nationale Entwicklung, und darin liegt das wirkliche Interesse des Buches, dem der einfache Gang der Erzählung sich unterordnet.

In dem mit großer Naturwahrheit geschilderten alten Palast am Tiber, mit den öden Vorzimmern und kahlen Gemächern, dringen neue Gedanken und Anschauungen, die sich in den zwei jüngsten Töchtern des Hauses verkörpern: eine Ehe aus Liebe fordert die eine; die freie Wahl des Ordens, in den sie treten soll, die andre. Das scheint uns wenig. Aber der mit sicherer Hand geschilderte Konflikt, in den beide mit der harten, stolzen Mutter, dem unnahbaren Vater geraten, beweist, daß es für jene Kreise die hereinbrechende Demokratie bedeutet. Wer hat je gehört, daß ein Mädchen den Mann liebe, den sie heiraten soll! wer je vernommen, daß sie wagen werde, an dem von den Eltern ihr Erwählten festzuhalten, nachdem ihnen der Bund unerwünscht geworden ist? Wie darf eine Principessina sich erlauben, den Eintritt in das Kloster zu weigern, in dem seit Jahrhunderten die Töchter des Hauses den Schleier genommen haben, und den plebejischen Orden der barmherzigen Schwestern vorzuziehen!

Der Vater des Bräutigams, ein liebevoller Edelmann voll Verehrung für Garibaldi, der willensstarke, arbeitsfähige Sohn sind prächtig geschildert. Die harte gesetzliche Frömmigkeit der Mutter ist ebenso aus dem Leben gegriffen, wie das liebliche, unberührte Innenleben der Töchter. Reizend ist das dämmernde Verständnis für die Höhen und Tiefen eines echten Menschenlebens in den kindlichen Gemütern: das Erwachen zur glutvollen Empfindung wahrer Liebe in dem einen; das Bangen, Sehnen und Erschrecken in dem andern, bis aus dem zur vornehmen Klosterfrau bestimmten Kinde die weltentsagende barmherzige Schwester wird. Die Lösung mag für evangelische Begriffe nicht ganz befriedigend sein; unter den gegebnen Verhältnissen bezeichnet sie einen großen Fortschritt; die öffentliche Meinung ist eben doch eine Macht selbst den Principi Romani gegenüber. Man erstickt nicht mehr jede Widersetzlichkeit mit Gewalt. Eine Ehe aus Liebe ist heute möglich selbst in Rom. Die freudige Aufopferung in der Nächstenliebe ist ein höherer Gottesdienst, als die vornehme Ruhe der Kontemplation. So wie die Zwillingsschwestern uns lieb geworden sind, freuen wir uns, daß jeder das Teil wird, das sie für sich begehrt. Aber wir freuen uns auch, daß eine hochgestellte Frau den Mut hatte, ihren Namen unter eine Schilderung ihrer Kreise zu setzen,

*) Siehe hierüber ausführlich: Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. Gotha, Perthes, 1892. 1. Teil. Kapitel: Orakel.

**) Cosmopolis erscheint im Frühjahr in der Edition Guillaume für 3,50 frcs. Under Pressure in London bei Macmillan, 2 Bde, 12 sh.

worin sie ihnen durch den Titel schon, und nicht durch diesen allein, eine Warnung und ein Wink für die Zukunft erteilt, und sie doch zugleich ehrt, indem sie ihre besten Seiten darstellt. M S

Verschiedenes

(„Mein Haus soll ein Bethaus sein") Ich weiß nicht, was die Theologen über dieses Wort denken, aber als Bibelleser und Volksfreund darf ich die Frage aufwerfen: Gilt dieses Wort für unsre Zeit und unser Volk nicht mehr? Wenn es aber noch gilt, wie verhält sich zu dieser Forderung die Wirklichkeit?

Bedürfen wir eines Bethauses? Die Frage wird, wie mir scheint, von Jesus bejaht. Denn die gewaltige Energie, mit der er dem Mißbrauch des Tempelraumes entgegentritt, erklärt sich eben daraus, daß durch diesen Mißbrauch der Zweck des Tempels, den Gebeten des Volks zu dienen, vereitelt wird: in einer Markthalle kann man nicht beten. Also darf man den Worten der Bergpredigt, die das Gebet im Kämmerlein empfehlen, nicht die Auslegung geben, daß das Gebet an einer öffentlichen, aber diesem Zwecke geweihten Stelle mißbilligt werde. Als unwirksam wird nur ein solches Gebet bezeichnet, das verrichtet wird mit der Absicht, daß der Beter von den Leuten gesehen werde, und dieses Gebet ist eben durch seine Absicht verwerflich, nicht durch den Ort, wo es verrichtet wird. Immerhin ist es klar, daß evangelische Christen unmöglich einem irgendwie bestimmten Raume die Wirkung zuschreiben können, daß auf den Gebeten, die daselbst geschehen, ein besondrer Segen ruhen müsse, daß es irgend eine Stätte geben könne, wo der Mensch Gott näher wäre als im Kämmerlein. Die Frage: bedürfen wir eines Bethauses? würde also zu verneinen sein, wenn jeder Mensch ein Kämmerlein besäße, dessen Thür er hinter sich verschließen kann. Aber, so bescheiden der Ausdruck klingt — mindestens drei Viertel aller evangelischen Christen müssen auf die Weisung des Heilands antworten: „Herr! eben dieses Kämmerlein haben wir nicht, das haben nur reiche Leute." Der Arbeiter, der im besten — seltenen — Falle mit Frau und Kindern zwei Stuben und eine Küche bewohnt, kann schlechterdings zu keiner Zeit des Tages in seinem Hause die Stille und Einsamkeit finden, in der sich die Seele zu Gott erheben kann. Wohin soll er gehen, um zu beten? Nicht nur das behagliche Studierzimmer, das elegante Empfangszimmer, das Speisezimmer mit Renaissancemöbeln sind das Vorrecht des Wohlhabenden, auch die Gebetsstätte im Hause ist in unsrer wirtschaftlichen Ordnung dem Unbemittelten versagt. Darum muß die Frage: bedürfen wir eines Bethauses? bejaht werden. Wenn man aber dies thut, so erhebt sich daraus eine Anklage gegen die evangelische Kirche, die das Volk des Bethauses beraubt und die der Anbetung bestimmten Gebäude in Hörsäle verwandelt hat. Eine Kirche, die alles Gewicht auf die persönliche Gemeinschaft des Menschen mit Gott legt, die daher das Gebet als das innerste Heiligtum der Religion betrachten muß, hat als äußere Anstalt nächst der Verkündigung des Evangeliums keine dringendere Aufgabe als dem Volke Gebetsstätten zu schaffen. Statt dessen schließt unsre Kirche ihre dem Kultus gewidmeten Gebäude ab und öffnet sie nur zum Hören, nicht zum Beten. Durch die offiziellen Gebete, die Teile unsers regelmäßigen Gottesdienstes sind, wird die Kirche kein Bethaus: Zuhören, wie ein andrer betet, und beten, damit es andre hören — beides mag heilsam und gut sein, aber beides ist nicht Beten im wahren Sinne.

Weil unsre Kirchen keine Bethäuser sind, haben wir auch keinen eigentlichen Kultus, keine wahrhaft gemeinsame Anbetung Gottes. Alle liturgischen Versuche innerhalb des deutschen Protestantismus haben doch nur dürftige Erfolge gehabt. Im allgemeinen behalten die regelmäßigen Versammlungen der Gemeinde den Charakter, daß der Geistliche einen Vortrag hält und die Gemeinde ihm zuhört. Daher hängt die ganze Wirkung des Gottesdienstes von dem Wert der Predigt ab. Ich kenne den unermeßlichen Segen, der von der geistvollen, herzergreifenden Predigt ausgeht. Aber die gedankenlose, phrasenhafte, innerlich lahme Predigt, die man nur um des geweihten Raumes willen mit Ruhe über sich ergehen läßt, wirkt das gerade Gegenteil. Und weil es schlechthin unmöglich ist, daß von der Summe von Predigten, die von allen evangelischen Geistlichen an allen Sonntagen des Jahres gehalten werden, auch nur die Hälfte gut sei, so wird der Gottesdienst in unendlich vielen Fällen nicht zum Segen, sondern zum Unsegen. Es giebt Tausende von evangelischen Christen, denen durch die unerhörten Qualen der Langeweile, die sie in der Kirche ausgestanden haben, das Gotteshaus verleidet und das Evangelium fremd geworden ist. Die Ursache liegt in dem prinzipiellen Fehler, daß die Predigt alles sein soll, und daß unsre Gottesdienste ihren normalen Charakter als Vereinigungen zu gemeinsamer Anbetung verloren haben. Würde die Kirche wieder ein Bethaus werden, in dem der Einzelne zu beten gewohnt wäre, so würde aus diesen Einzelgebeten durch die gemeinschaftbildende Kraft des religiösen Empfindens und Bedürfens ein Gemeindegebet und aus diesem ein über das Predigen und Predigthören hinausgehender evangelischer Kultus sich entwickeln.

Darum meine ich: nicht nur das evangelische Volk bedarf des Bethauses, sondern auch die Fortbildung des protestantischen Kultus fordert die Rückkehr vom Hörsaal zum Bethause — und eine solche durch die Gebete des evangelischen Volks geweihte Stätte wäre gewiß auch der beste Ort, um die rechte Predigt mit Segen zu hören.

In ergreifender und, wie mir scheint, keineswegs veralteter Weise ist der Segen einer Gebetsstätte in dem Weihegebete König Salomos ausgesprochen, das wir 1. Kön. 8 lesen. Eine russische Konvertitin, die

geistvolle Freundin Tocquevilles, Madame Svetchine, findet in einer keineswegs bösartigen Kritik des Protestantismus, daß die protestantischen Kirchen, mögen sie noch so schön geschmückt sein, immer den unbehaglichen Eindruck eines unbewohnten Hauses machen. Als Katholikin schreibt sie diesen Eindruck dem Fehlen des Allerheiligsten zu. Der Eindruck ist so erklärlich wie die Erklärung falsch. Diese unbehagliche, öde Stimmung unsrer Kirchen folgt daraus, daß sie ihrem Zweck entfremdet sind, daß die Pastoren den Schlüssel abgezogen haben und das evangelische Volk nur auf Stunden zum Zwecke der Anhörung ihrer Vorträge einlassen. Nicht Gott soll in der Kirche wohnen, aber das betende Volk soll daselbst ein Heim haben.

Oeffnet die Kirchen! das scheint mir eine christlich-soziale Forderung, deren Recht die Kirche anerkennen muß. Unser Volk ist nun seit mehr als drei Jahrhunderten des rechten Gebrauchs der Kirchen entwöhnt. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß, wenn die Kirchthüren sich wieder öffneten, diese Einladung zunächst nur geringen Anklang finden, vielleicht von mancher Seite mit Spott beantwortet werden würde, daß selbst Unfug aller Art nicht ausbliebe. Aber solche Bedenken haben gar kein Gewicht gegenüber einer Forderung von solcher Berechtigung und solcher Bedeutung. Es ist eine Frage des christlichen Volkslebens, deren sich einmal der Evangelisch-soziale Kongreß annehmen sollte. F C

(Ein Stück Frauenfrage) Folgendes Bruchstück aus einem Briefe an den Herausgeber spricht für sich selbst:

. . . Bis Ostern vorigen Jahres als Erzieherin thätig gewesen, und zwar zuletzt in Schleswig-Holstein, will es mir in meinem jetzigen Alter (ich habe kürzlich bereits das sechsundvierzigste Lebensjahr zurückgelegt) durchaus nicht mehr gelingen, noch irgendwo eine Erzieherinstelle zu finden. Hunderte von Bewerbungen (meistens als doppelten Brief und auch mit eingelegten Marken zur Rücksendung meiner Zeugnisse und Photographie) habe ich unter Aufopferung meiner letzten Geldmittel im Laufe des verflossenen Jahres eingeschickt, nicht nur um Erzieherinstellen, sondern auch um Stellen als Hausdame, aber sie sind sämtlich unberücksichtigt geblieben, sodaß mein Herz mit bitterstem Gram und Kummer über diese schreckliche Aussichtslosigkeit erfüllt ist. Ohne Heim, alleinstehend und gänzlich mittellos infolge der unglücklichsten Familienverhältnisse, und weil ich meine schwergeprüfte Mutter viele Jahre lang, bis zu ihrem qualvollen Tode, von meinem Gehalt unterstützt habe, weiß ich jetzt nicht, was ich beginnen soll, wenn sich nicht bald eine Stellung mit Erwerb für mich findet. . . . Es ist meine letzte Hoffnung, daß ich vielleicht noch durch Insertion zu einer Stelle gelangen könnte. Da ich aber, als zu alt befunden und unzähligemal abgewiesen, auf ein Engagement als Erzieherin nicht mehr rechnen darf, so ist es jetzt mein Streben, bei einem einzelnen alten Herrn oder Witwer mit einigen (nicht ganz kleinen) Kindern zur Führung des Haushalts Verwendung zu finden, wofür ich durch wirtschaftliche Kenntnisse und vielfache praktische Uebung durchaus genügend qualifizirt bin, und ganz besonders gern möchte ich in dieser Weise meine Thätigkeit einem ältern, evangelischen Geistlichen widmen. . . . Es wäre mir, da ich ja kein Heim habe, ganz gleich, in welche Gegend das Geschick mich führte, wenn ich nur hoffen dürfte, zu einem echtchristlichen, edelgesinnten Herrn zu kommen, dem ich mit Aufbietung aller Kräfte dienen und ihm seinen Haushalt in Gewissenhaftigkeit und Treue führen wollte. . .

Quittung

Für den lungenleidenden Theologen sind bei Frau Sanitätsrätin Juch, Pattensen, folgende weitern Gaben eingegangen: 40 Mk. von A E und H Sch, Groß-Ilsede; 20 Mk. von W M, Hannover; 10 Mk. von M, Osnabrück. Bei der Redaktion ging zu demselben Zweck ein: 20 Mk. von F L, Halle.

Für die evangelische Gemeinde Neu-Gawlow in Galizien: 100 Mk. von v. Sch, Bonn; je 10 Mk. von J E, Neu-Ulm; W, Augsburg; 6 M. von K, Delling; je 5 Mk. von H, Campe; W O; 1,40 Mk. von N N, Bielefeld.

Für die Gemeinde Hütte bei Schwarzwasser in Westpreußen: 9,18 Mk. von der Gemeinde Lippoldsberg.

Für das Pfarrhaus in Jerusalem: 10 Mk. von J E, Neu-Ulm.

Für die Kohlsmission: 40 Mk. von der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Newcastle on Tyne; 20 Mk. von H R, Altenburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 5 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dringende Bitte

Matth. 5, 7

Eine alleinstehende unbemittelte evang. Erzieherin, Mitte Vierzig, wohlerfahren in Küche und Haushalt, bittet dringend um Stellung als Hausdame mit mäßigem Gehalt bei ält. evang. Geistlichen oder anderm edelgesinnten Herrn (auch Witwer mit einigen Kindern).

Näheres durch Pfarrer **D. Rade**, Frankfurt a. M.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 3: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der römischen Kirche vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1893 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur Statistik des evangelischen Kirchendienstes in Württemberg — Aus dem Neujahrsartikel der Allg. Ev.-Luth. Kztg — Aus dem Neujahrsartikel der D. Ev. Kztg 2 — Die Laienpetition an der König von Württemberg — Ein Schriftwechsel — Neue evangelische Arbeiterzeitung — Verschiedenes: Ueber das Schicksal der christlichen Kunst in Rumänien — Die Trinkerheilanstalten in Deutschland — Personalien

Nr. 4: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der Synodalrat der Preußischen Landeskirche — Die Agende — Dresdner theologische Gesellschaft — Im Januarhefte der Allg. Konf. Monatsschrift — Aus dem „Vorwort" der Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 3 — Aus dem Neujahrsartikel der D. Ev. Kztg 3 (Fortsetzung) — Verschiedenes: Die Fortsetzung des Schriftwechsels in Nr. 3 — Der Altkatholizismus in Böhmen — Die Schweizerische Predigergesellschaft — Die diesjährige Versammlung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen — Personalien

Bei Landgeistl., Abiturient von **Schulpforta**, finden **Ostern** oder später wieder **Knaben** Aufn. zur **gründlichen** Vorbereitung auf das Gymnasium. Individuelle Pflege. Off. an die Exp. unter **L G 31.**

Cand. theol. sucht für Ostern Stellung als **Haus-** oder **Privatschullehrer.** Offerten unter **P. S. 120** an die Expedition d. Christl. Welt.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Beyschlag—Korum-Streit

Gegen Einsendung von **1,50 Mk.** liefern wir franko:

1. **Beyschlag,** Offner Brief an Bischof Korum;
2. **Einig,** Offne Antwort an Professor Beyschlag;
3. **Beyschlag,** Bescheid auf die offne Antwort;
4. **Einig,** Goliath-Beyschlag (zweite Antwort).

J. Krause, **Sortimentsbuchhandlung,** Halle a. S.

In meinem Verlage erschien soeben:

Schulze, Martin, Privatdozent in Breslau, früher Inspektor des Tholuckschen Konvikts in Halle a. S.: Zur Frage nach der Bedeutung der heiligen Schrift. Zwei Habilitations-Vorlesungen. 1 Mk.

J. Krause, **Verlag,** Halle a. S.

Solange der Vorrat reicht, liefern:

(Rowel), Briefe aus der Hölle. Frei nach dem Dänischen. Leinwdbd. **neu** statt 4 Mk. **für 2 Mk.**

Barth, J. F., Trost- und Lebensworte an Trauerstätten. Grab- und Leichenreden. 6. Aufl. 1886. statt 4 M. **für 2 Mk.**

J. Krause, **Antiquariat,** Halle a. S.

Quittung für Neu-Gawlow. Mit freudigem Dank für die reichlich geflossenen Gaben, die zum Teil von herzerfreuenden Worten begleitet waren, quittire ich hiermit über die einzelnen Beträge. Der einer Sammelgabe beigefügte Wunsch, daß im Fall dringender Not auch Katholiken bedacht werden möchten, da Katholiken zu der Sammlung beigesteuert hatten, ist schon im voraus erfüllt worden: zwei katholische Witwen evangelischer Männer mit acht katholischen und vier evangelischen Kindern haben Gaben empfangen. Bei der Fülle der gewährten Spenden — im ganzen sind allein durch meine Hand über 600 Mark nach Gawlow gesandt worden — kann mancher Familie wirkliche, dauernde Hilfe werden, Kleidungsstücke, Holz, Kartoffeln, Brotmehl und Hirse werden en gros gekauft und verteilt, und fünf arme Konfirmanden sollen eingekleidet werden. (Vgl. Nr. 52 d. v. Jg.)

61 Mk. Sammlung durch B, Hlodasko bei Bythin; 50 Mk. von N N, Bremen; je 20 Mk. von G C W P, Soest, H A, Bisen, Dr. med. H. Focke, Freiburg; je 10 Mk. von E, Obernigk, L, Rheydt, S, Rostock, S, Cunow bei Stargard, E S, Hamburg, V und L, Heidenheim, J, Göritzhain i. S.; 8,66 Mk. Weihnachtskollekte durch Pastor Strauß, Kalthaus; 6,25 Mk. von K, Meseritz; je 6 Mk. von E H, Emden, K, Geyer i. S., O, Hadersleben, S, Belgard i. P.; je 5 Mk. von S, Naumburg, K H, Oldenburg, M K, Bautzen, K M, Breslau, N N, Bergen a. Rügen, K, Eberswalde, J S, Berlin, S, Dranstetten; je 4 Mk. Sammlung im Pfarrhause Oerel, P, Worbis, Sammlung durch C B, Thal Selter bei Corbach; je 3 Mk. von P, Olbernhau, F G, Dresden, W, Stettin, P R, Gr.-Escherde, T, Auerbach i. V., Pastor Jd., Chemnitz; je 2 Mk. von K B, Hameln, B, Rastenberg, S, Garding, H G, Oberkirch i. B., O K, See-Buckow, K, Zlölitzheim i. Bayern; 1 Gulden von M, Dresden; je 1 Mk. von eth., Berlin, Adolph, Rodheim v. d. Höhe; 108,20 Mk. durch die Redaktion der Christlichen Welt, ohne das heute vom Herausgeber Quittirte; warme Sachen von v. Kietzell, Kassel.

E Ziegler

Wissenschaftliche Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Göttingen

Schlussprüfung unter Leitung und Anerkennung der Regierung

Kurse nach **freier Wahl: Religion** (Kirchengeschichte und Texterklärung), **Geschichte der Philosophie, deutsche, französische** und **englische Sprache** (historische und moderne Grammatik und Litteratur), **Geschichte, Geographie, Physik.** Docenten: die Herren Professoren **Häring, Tschackert, Baumann, Weiland, Rieke, M. Heyne, von Wilamowitz, Schur, Stimming** und **Morsbach, Dr. Michels, Mons. Mercier** und **Dr. Tamson.**

Nach **einjährigen** Studien **Privatzeugnis** der Herren Docenten; nach **zweijährigen** Studium **ein von der Regierung anerkanntes Zeugnis.**

Nähere Auskunft über Kurse und Bedingungen (Honorar für zwei Fächer 50 Mk. pro Semester, Pensionen von 500 Mk. jährlich an) erteilt Frl. **S. Mejer, Göttingen, Lohmühlenweg 2.**

S. Mejer, Göttingen — Vorst. des Vereins christl. Lehrerinnen
A. Sprengel, Waren — Vorst. d. Abt. f. Lehrerinnen d. Ver. f. höh. Mädchensch.
A. Vorwerk, Wolfenbüttel — Vorsteherin d. Schlossanstalten

Opitz

Erbauungsschriften für Knaben und Mädchen

Konfirmations-Geschenke

Verlag von W. Haynel in Emden

Chronik der Christlichen Welt

Das **Register** zu **Jahrgang 1—3** ist soeben erschienen und für den **Preis** von 20 Pfennig zu haben. Die zwei ersten Jahrgänge (1891 und 1892) können für 8 Mark nachbezogen werden.

Die Verlagsbuchhandlung

Soeben erschien:

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Zweite Reihe, Heft 9

Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit

Zur Orientirung und Besprechung
speziell für evangelische Arbeitervereine
von
Rudolf Faißt

—• Preis 50 Pfennige •—

Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Erschienen sind bis jetzt:

Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.

Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** v. Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.

Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Prof. D. Adolf Harnack. Prs. 40 Pfg.

Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksich auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.

Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** von D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.

Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche** v. D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.

Nr. 7. **Das Alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.

Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pf. L. Clasen. Preis 40 Pf.

Nr. 9. **Christentum und Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pf.

Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kl. Katechismus.** Fragen u. Vorschläge v. Prof. Lic. theol. Bornemann Preis 40 Pfg.

Nr. 11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens** von Professor D. Max Reischle, Preis 40 Pf.

Nr. 12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Pfarrer Gust. Habermann. 50 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig